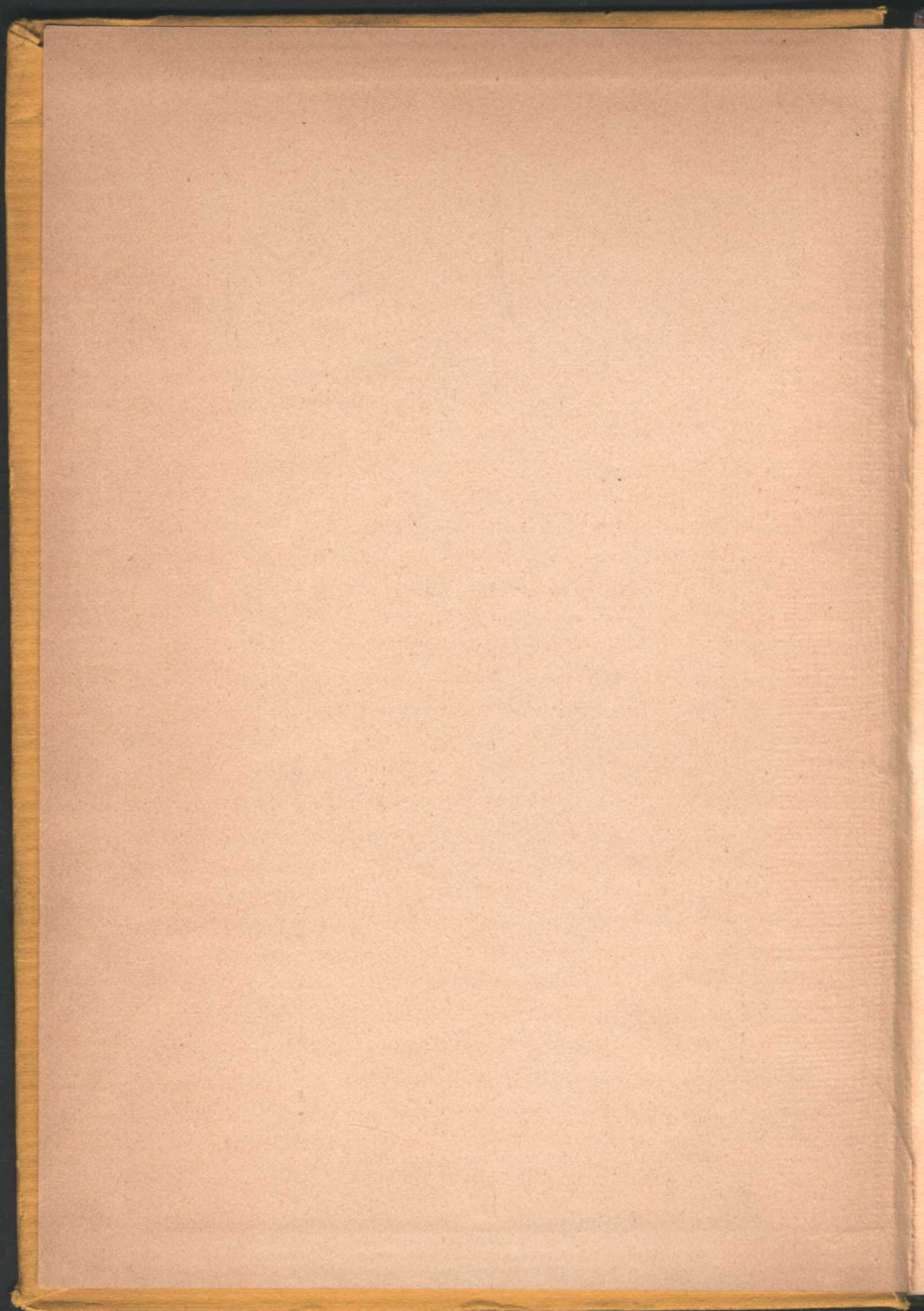


Cecile von Formay
Menschen unter
Steinen/Roman

194035



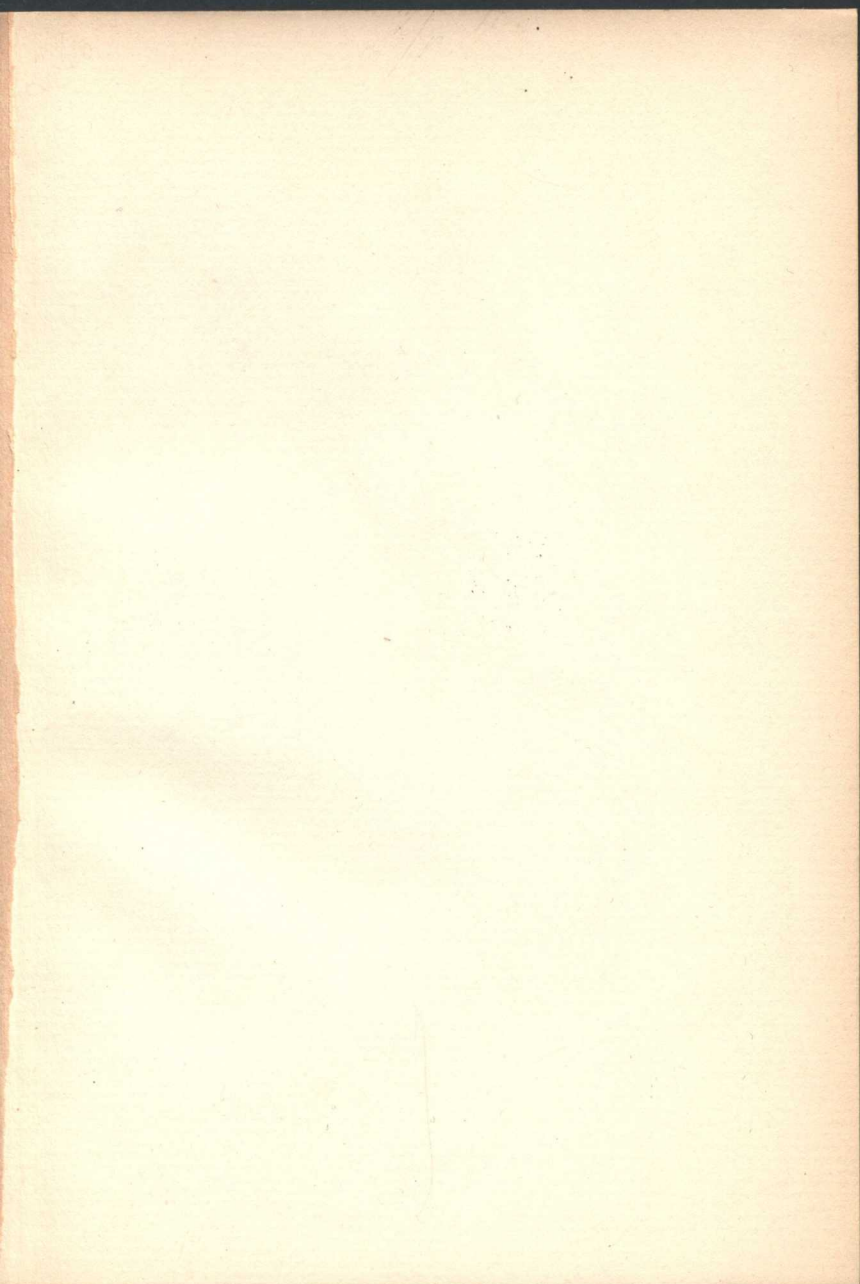
Berlin
G. Fischer, Verlag

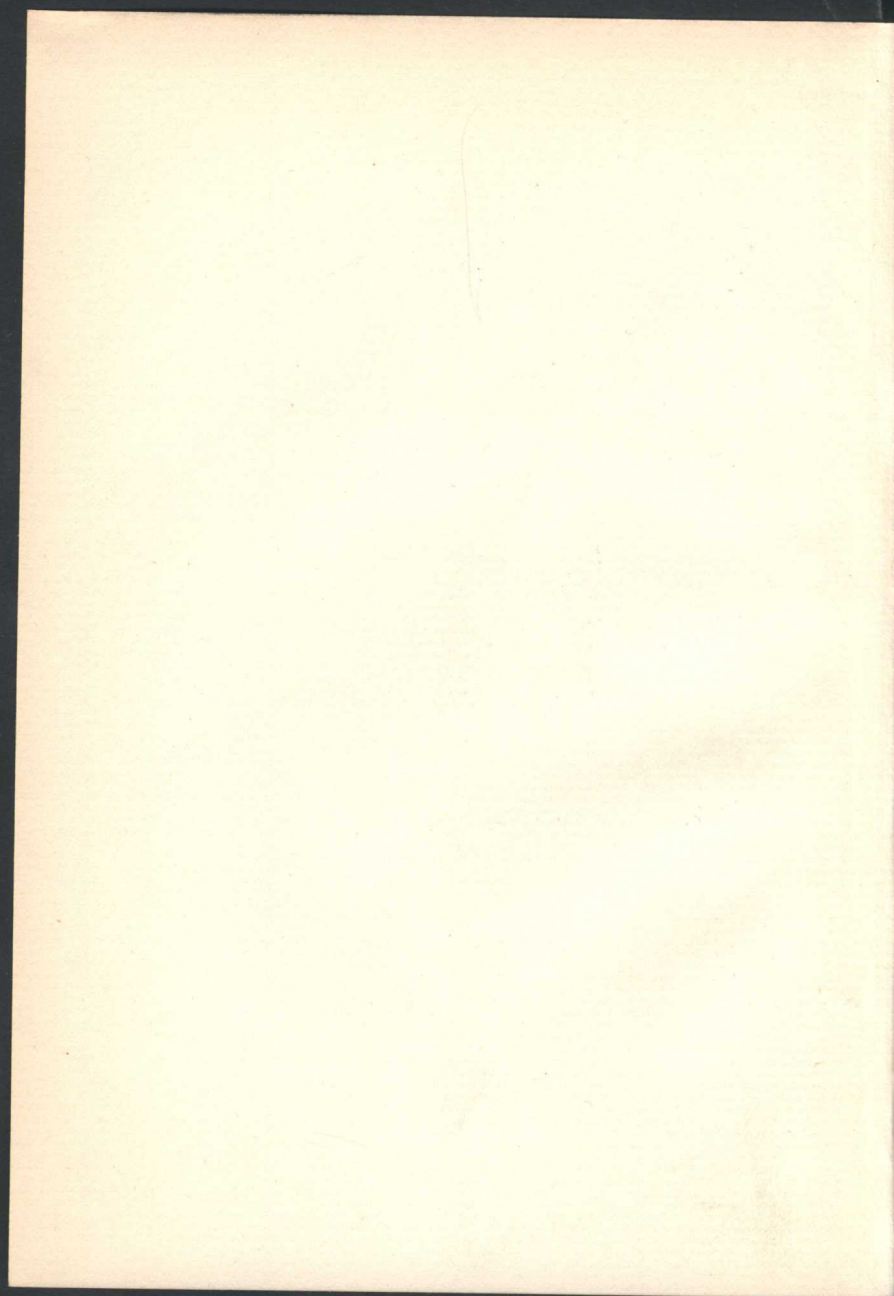


Magyar Nemzeti Múzeumnál
Budapest 1926 ^{v.}
12.

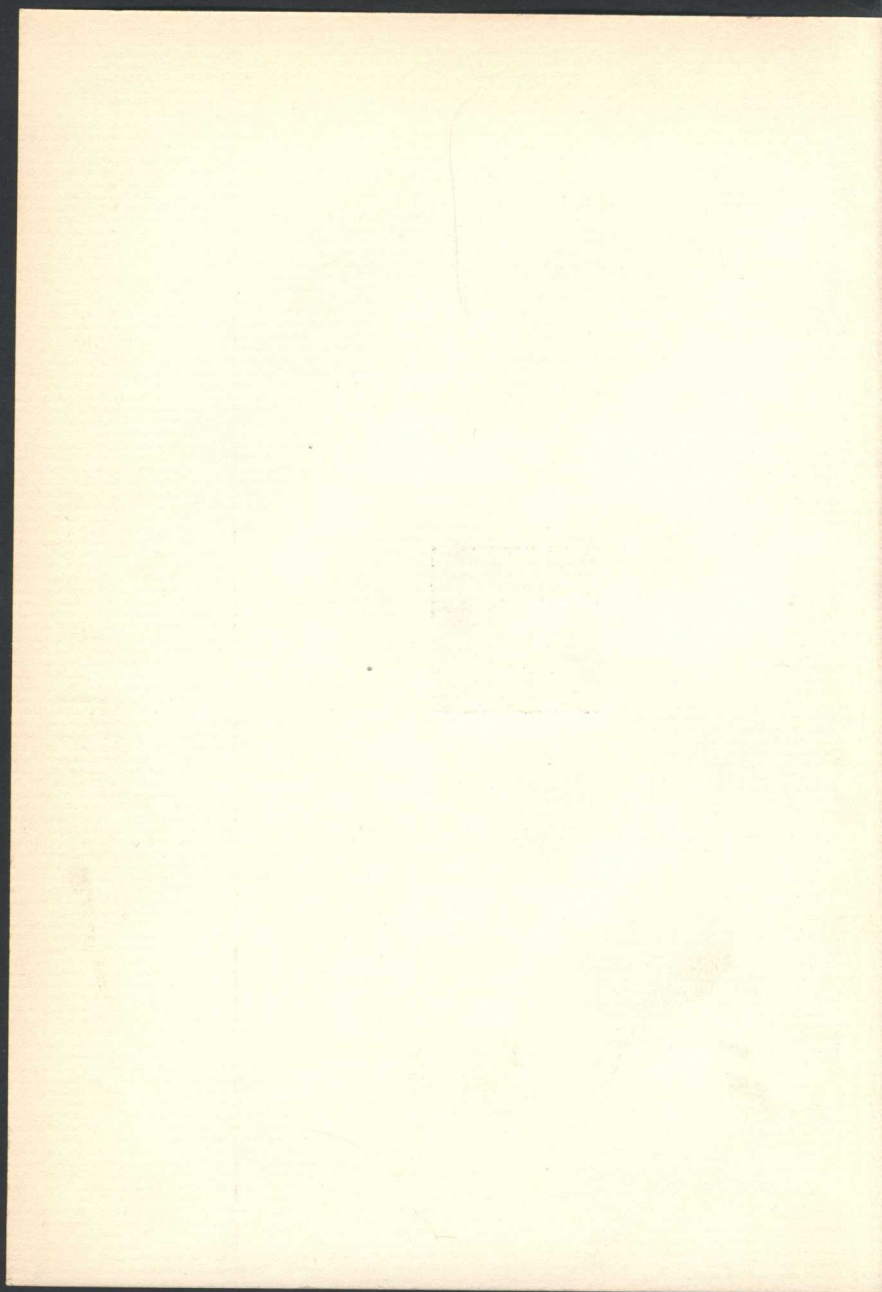
Tomaz Fény











Menschen unter Steinen

Roman

von

Cecile von Tormay

S. Fischer, Verlag, Berlin
1912

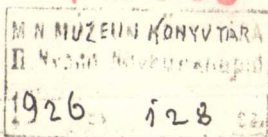
*Ösmung
1490 dh*



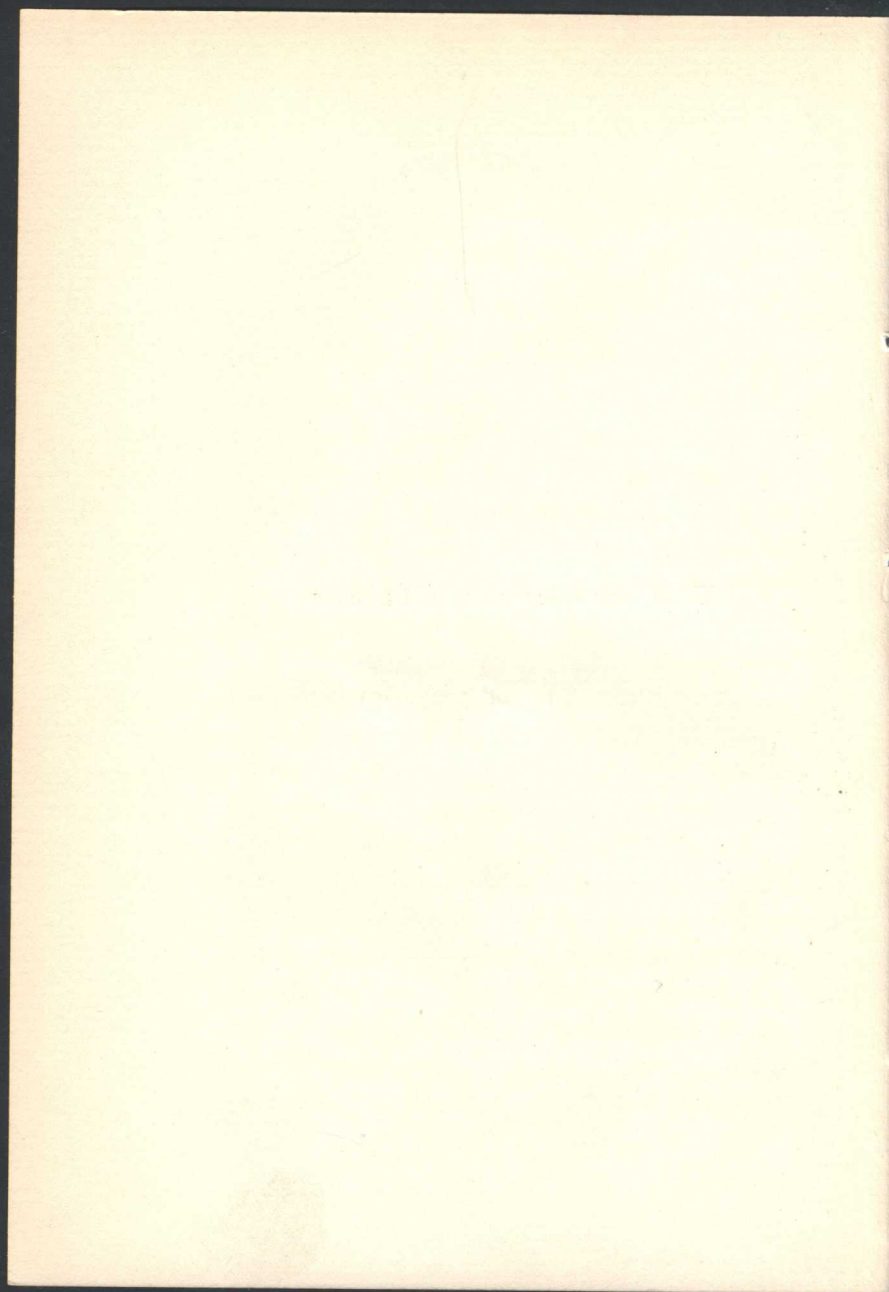
Berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Ernst Goth.
Alle Rechte vorbehalten.



194.035



Menschen unter Steinen



Unter ihren Füßen hatte sich ein Stein gelockert. Erst rollte er langsam abwärts, dann sauste er immer rascher ins Bodenlose hinab. Zella klammerte sich an einen Ast und beugte sich über die Tiefe. Sie lächelte und freute sich über diesen fessellos hinunterrasenden Stein. Wie schön war sein freies polterndes Dahinstürmen!

Als es unten in der Schlucht stumm geworden war, ließ sie unwillig ihren Ast los.

Die Sonne war untergegangen und wild wuchsen die Karstspitzen in die Dämmerung hinein. Gequälte Steinwellen, nackte Felsgreuel zerrissen den lilafarbenen kalten Himmel.

Das Mädchen sah zur Höhe des Tavorje empor. Einsam, inmitten wolkenbedeckter Gipfel glühte der mächtige Berg im Feuer der zurückblickenden Sonne. Unten dehnte sich das Dunkel des Tannenwaldes. Leise schlich die Frühlingsnacht aus den Wäldern. Die steinernen Windwälle am Abhang des Talfessels wurden schwarz; die spärlichen Schollen fruchtbarer Ackererde zu ihren Füßen aber waren

jetzt röther als sonst. Im toten Grau ringsum glichen sie frischen Wunden.

Jella wußte, daß diese blutfarbene Erde von den Menschen sackweise zwischen die Felsen hergetragen wurde und sie wußte auch, wie jede Handvoll dieser Erde unablässig geschützt werden mußte, weil der wilde Wind, der an den Bäumen der Höhen rüttelte, sie davonzutragen drohte. Aber sie wunderte sich nicht darüber. Nie hatte sie anderes gesehen, nie war ihr der Gedanke gekommen, daß es auch anders sein könne. Zwischen den Steinen hier galt es stets zu kämpfen. Manchmal war der Wind der Stärkere, manchmal die Menschen.

Die arbeiteten auch jetzt noch am Abhang drüben. Winzige Gestalten schleppten große Steine herbei, hoben sie auf die wachsende Mauer des Winddammes, mit der gleichen müden Gebärde, mit der ihr Vater und ihr Großvater die Steine hier aufeinander geschichtet hatten. Dann läutete frostig die Talglocke durch die kühle Bergluft; wie wenn unten Kupfergeld gegen den Felsen klirrte.

Der Tag war zu Ende. Wirrem Ameisen- gewimmel gleich zog eine lebende Linie unten dem Dorfe zu, dessen Häuser sich in regelloser Reihe an den Bach hinandrängten, wie zur Tränke getriebene Schafe.

Zerstreut pflückte Zella an dem dürren Laub eines Ahornbaumes und blickte in die Tiefe der Schlucht, von der die Holzschläger sagten, sie reiche bis zur anderen Seite der Erde. Plötzlich ließ sie die zerknüllten Blätter fallen und wandte sich zurück.

Unten gingen Menschen über den Bergpfad. Sie erkannte ihre Stimmen. Es waren ihrer zwei: Slatka, die Frau des einäugigen Schmiedes, und ihre Schwägerin. Sie konnte sie des Dickichts wegen nicht sehen, aber in der großen Stille vernahm sie deutlich ihre Stimmen.

Gerade unter ihr hielten die beiden Frauen Raft. Zuerst drang die scharfe Stimme Slatkas zu ihr empor.

— Im Wirtshaus hat er's gehört . . . Dann ist er heimgegangen und hat seiner Frau das Beil an den Kopf geworfen.

Sie sprachen von Franjo, dem trunksüchtigen Tischler, der früher oft zu Zellas Mutter gekommen war, um beim Mondschein auf der Harmonika zu spielen.

Nun wurden die Stimmen der Frauen leiser. Sie sprachen von etwas anderem.

— Nur sie ist schuld daran!

— An allem Unglück . . . immer nur sie . . .

— Sie hat das ganze Dorf beschmutzt. Die

verfluchte Schwarzäugige. Auch Franjo hat sie verhext. Früher war er ein ordentlicher, frommer Mensch. An Wochentagen war er nie betrunken.

Jella ließ sich platt auf den Boden nieder. Mit der Tollkühnheit ihres unbewußten Sicherheitsgefühls streckte sie ihren jungen, unentwickelten Hals weit vor. Sie wollte wissen, von wem da unten die Rede ging.

— Eine böse Here . . .

— Mag sie Gott verfluchen — pflichtete die andere bei. So lange sie schön war — da waren alle Männer hinter ihr her.

— Auch der meine — brummte Slatka. Ein goldenes Kreuz hat er ihr gekauft. Aber sie wird es noch büßen. Ich hab' dem Fräulein Wirtschafterin vom Herrn Pfarrer auch schon zwei Gänse gebracht. Und ich spreche noch mit dem Pfarrer.

— Was willst du vom Pfarrer?

— Er soll sie aus der Kirche hinauspredigen.

Jella verstand von all dem nicht viel. Trotzdem überkam sie quälende Bangigkeit. Die Stimmen dieser beiden klangen hart und schlecht. Sie griff aufs Geratewohl einen morschen Zweig auf und schleuderte ihn hinunter. Von dort kam ein schwacher Schrei. Mit ihrem Bündel auf dem Rücken wackelten die Frauen eilends weiter, wie aufgeschreckte Gänse.

Jella sandte ihnen aus ihrem Versteck ein freches Riechern nach. Sie konnte die beiden nicht leiden. Voriges Jahr, im Dezember, als der Mutter der Frost im Gebein saß und auch die Ziege krank war, da wollte ihr keiner im ganzen Dorfe auch nur einen Topf Milch geben. Und sie wußte, daß daran nur Slatka schuld war — sie war die hartherzigste von allen . . .

Eine Erinnerung tauchte in ihr auf und ließ sie die Hand zur Faust ballen . . . Sie war damals ein kleines Mädchen. Ihr Vater arbeitete in Slawonien im Walde. Die Mutter war ans Meer hinabgegangen, um ihre Neze zu verkaufen. Zwei Tage lang gab es für sie zu Hause nichts zu essen. Der Hunger wühlte ihr im Magen. Und hinter dem Hause des einaugigen Schmiedes hing der Apfelbaum voll unreifer Früchte. Weit und breit war niemand zu sehen. Sie pflückte einen Apfel. In diesem Augenblick war hinter der Mauer Slatka hervorgesprungen und hatte ihr mit einem Holzstück so auf den Arm geschlagen, daß man es noch heute sehen konnte. Das konnte sie ihr nie verzeihen. Und sie haßte das herzlose Weib, weil es sie damals ertappt hatte, weil damals jene im Recht war — sie aber hatte gehungert.

Gähnend streckte sie sich, wie ein junges Tier.

Dann strich sie sich das Haar aus der Stirne und rief die Ziegen des Dorfes zusammen. Die hütete sie nun schon seit fünf Jahren hier in den Bergen. Seit man sie aus der Schule fortgetrieben hatte. Wie sie sich jetzt bewegte, war unter ihrem zerschliffenen Rock kaum noch die Linie der Hüften wahrnehmbar. Im Gehen schlenkerte sie rhythmisch mit den mageren Armen und sang dazu ein altes kroatistisches Lied.

Unten im Dorfe flammte in einem Fenster Licht auf. Es fiel mit gelblichem Schein auf die Bäume, als hätte man den letzten Rest des Sonnenlichtes über sie hingegossen. Aus der Tiefe drang ihr das Brausen des Baches entgegen. Beim Wirtshaus jauchzte jemand auf.

2.

Schmal und lang zog sich das Dorf zwischen den schwarzen Bergen dahin. Zwei alte Eichenbäume standen müde an der moosbewachsenen Kirchenmauer. Weiter unten ein paar rote Dächer, den Weg entlang morsche Holzhäuser in unordentlichem Zickzack. Die schiefen Fenster blickten gehässig und mißtrauisch zueinander hinüber. Die verrauchten Dächer waren unter dem Drucke der

Bora zur Seite gerutscht, wie der Hut eines Betrunknen. Aus den Schornsteinen pafften kleine Rauchwolken empor. Vom Hofe des Küsters drang frischer Brotgeruch auf die Straße. Vielleicht bereiten sie dort Hochzeit vor — dachte Zella und ging hungrig weiter.

Der Weg war naß und schmutzig, wiewohl es seit langem nicht geregnet hatte. Zwischen den holprigen Steinen faulte das Wasser in blauen Lümpeln. Vor den Häusern saßen Menschen auf der Erde, die Beine weit von sich gestreckt, wie das ruhende Vieh. Nur in der Schmiede stand der Geselle noch an der Arbeit. Sein Fuß mit dem Holzpantoffel fiel mit gleichmäßigem Geflapper auf den Tritt des Blasbalges. In der Esse flackerte das Feuer, und immer, wenn es hoch auflohte, fiel ein heller Lichtschein in das rußige Gesicht des Burschen. Zellas Schritt stockte ein wenig. Der Geselle blickte auf und kam zur Thür.

— Zella . . . komm her, kleine Zella! Er stand breitspurig auf der Schwelle und das Licht des Feuers hinter ihm umkreiste seine Gestalt. Er sah aus, als brennten sein Lederschurz und seine Schultern.

Das Mädchen zuckte die Achseln. Im Weitergehen lachte sie ihn dennoch an. Dieser Davorin war ein fauler und roher Bursche. Doch wenn er

sich Sonntags gewaschen und ausgerauft hatte, war es gut neben ihm am Ufer des Baches zu sitzen.

Als Kinder hatten sie sich zusammen im Straßenstaube gewälzt. Bei der verfallenen Mühle waren sie kreischend über die glatten Holzklöße gerutscht. Zella entsann sich eines Tages, da waren die anderen die abgeschälten Fichtenstämme entlang geglitten, sie aber war aufrecht, barfuß über sie hinweggelaufen. Damals hatte sie sich als die Erste im Dorfe gefühlt. Nie hatte sie seither so stolz um sich geblickt. Denn seither wußte sie, daß sie hier als die Letzte galt.

Auch Davorin hatte sich von ihr abgewendet als er Geselle wurde. Erst im vergangenen Herbst waren sie einander hinter der Kirche aufs neue begegnet. Auf Zellas Schulter war damals das Hemd ein wenig herabgeglitten. Ihr Haar flatterte im Winde. Davorin sah sie an, als wäre er sehr böse auf sie.

— Wohin gehst du?

— Nirgends hin.

— Ich geh' mit dir.

Dann waren sie lange zusammen gegangen und hatten kein Wort miteinander gesprochen. Nun waren sie wieder Freunde geworden, obwohl das Mädchen ungern daran dachte, das er der jüngere

Bruder Slatkas war. Wenn er heftig wurde, dann glich er seiner Schwester.

Zella hatte die Kirche erreicht. Aus den geöffneten Fenstern des Pfarrhauses drang eintöniges Gemurmel in die Dämmerung hinaus. Drin brannte die Lampe. Der Pfarrer beugte sich über den Tisch. Seine breite Nase warf einen plumpen Schatten zwischen die Heiligenbilder an der Wand.

Zella schritt weiter und gähnte. Ihr Blick blieb an dem großen, unordentlichen Hof des Pfarrhauses haften. Vor den Schuppen leuchteten ein paar weiße Hemdschultern aus der Dunkelheit. Auf einem umgestülpten Korb saß Slatka und sprach mit der dicken Wirtschafterin des Pfarrers. Beide stießen zwischendurch heftige Drohungen aus. Als sie des Mädchens ansichtig wurden, verstummten sie im Nu und sahen sich blöde an. Zellas Gruß wurde von keiner der beiden erwidert und sie kam sich auf einmal sehr verlassen vor.

Auch die Ziegen verließen sie langsam. Eine nach der anderen bog an ihrem gewohnten Tor ab und sah sich dann vom schmutzigen Hofe noch einmal nach Zella um. Nur ihr Liebling, die kleine Schwarze, folgte ihr auch über das Haus ihres Besitzers hinaus, als wolle sie noch etwas. Das Mädchen verstand den stummen Blick; es beugte

sich hinab und umarmte den Hals des Tieres. So verabschiedeten sie sich jeden Abend. Sie rieben sich wohligh aneinander wie zwei gleichfühlende kleine Tiere.

Tella spürte die nach Gras duftende Wärme der Ziege noch lange an ihrem Halse und dachte nicht weiter an Slatka . . . Beim Hause Franjos blieb sie für einen Augenblick stehen. Ein schmerzliches Heulen schlug an ihr Ohr, wie es in hellen Mondnächten die Dorfhunde hören lassen. Der Ton begann ganz tief, als käme er aus dem Keller, dann stieg er immer höher und höher, bis er in einem leisen, kindlichen Stöhnen zerfloß. Dort drin im Hause jammerte, verlassen, die Frau, von der Slatka gesprochen hatte. Franjo saß auf den Treppen des Vorbaues, hatte den Kopf in beide Hände gestützt und wiegte ihn nach dem Lakte des Schluchzens und Weinens, das von drin zu ihm drang.

Nun kam noch ein einsames Haus, das glich einem Ameisenhügel; ein halb ausgebrochener Zaun; ein kahler Hof. Der Weg hörte hier auf und Tella schritt durch nasses Gras, als sie das unförmige Haubendach der mütterlichen Hütte erblickte, die sich schon in das finstere Dickicht des Waldes hineinzwängte. Im ganzen Dorfe gab es kein seltsameres Dach. Der Wind hatte es den Mauern so tief auf

den Hals gedrückt, daß diese unter der Last förmlich einsanken. Ein Kind hätte den First mit der Hand erreichen können. Zella erinnerte sich daran, wie sehr sie als Kind dieses seltsame Dach geliebt hatte, das vom Moos wie mit braunem Samt überzogen war. Machte man drin Feuer an, dann quoll der Rauch in blauen Wölkchen überall hervor, wo er nur einen Ausweg fand. Und wenn ein Gewitterregen das Thal peitschte, dann strömte das Wasser ungehindert in die einzige Stube.

Das war immer so gewesen, seit sie denken konnte. Zwar erzählte ihr die Mutter, daß sie früher einmal, vor vielen Jahren, anderswo gewohnt hätten; sie seien mit Zellas Vater, der damals auf Kohlen Schiffen gearbeitet hatte, von weither gekommen. Zella liebte ihren Vater nicht; sie fürchtete sich vor ihm und betete stets, daß sie ihn nur niemals sehen müsse. Wenn er manchmal ins Dorf hinab kam, dann prügelte er sie und auch die Mutter, vertrank alles, was sich im Hause vorfand, fluchte und schlief. Dann ging er wieder mit den Kohlenbrennern in die Berge zurück und eine Zeitlang brauchte man nicht an ihn zu denken.

Aus dem Walde stieß jetzt ein dunkler Vogel hervor, wie ein schwarzer Wolfenkegen. Rasch öffnete Zella die morsche Thür. Sie mußte sich beugen, um

unter dem Türpfosten durchzukommen. Ihre einzige Ziege sprang nachdrängend mit in das feuchte, rauchige Zimmer.

Zellas Mutter saß an dem offenen Herd und flocht Neze. Mit irrem Flackern sprang das Licht des Reisigfeuers um sie her. Während ihre Hand mechanisch in die Maschen griff, summt sie leise ein fremdes, unverständliches Lied. Zella ging lautlos auf den Tisch zu. Sie wickelte aus einem Tuch ein halbverschimmeltes Stück Maisbrot hervor, biß kräftig hinein und begann dann die Ziege zu melken. Manchmal ließ sie den Kopf schläfrig auf die Brust sinken. Dann sah sich die Ziege geduldig und verwundert nach ihr um.

Der Mutter entfiel die große Holznadel, mit der sie die Fäden ineinanderflocht. Und während sie sich nach ihr bückte, verstummte sie.

Die plötzliche Stille weckte Zella auf. So oft hatte sie die Lieder der Mutter gehört — und dennoch, es war ihr, als höre sie sie heute zum ersten Male. Sie rieb sich den Schlaf aus den Augen und fuhr fort zu melken. Mit unregelmäßigem Rieselnd rann die Milch in den Topf.

— Wo hast du singen gelernt?

— Das muß man nicht lernen — zu Hause singen sie alle.

— Zu Hause? War es schön bei dir zu Hause?

Als dann die Mutter den Kopf hob, leuchtete ihr das Feuer gerade ins Gesicht. Über ihren müden Zügen lag das Welken einer alten, verben Schönheit. Das schwarze, leicht ergrauende Haar wuchs ihr bis tief in die niedere Stirne; über ihrer breiten Oberlippe zog sich ein bläulicher Schatten hin. In den italienisch dunklen Augen loderte der Widerschein des Herdfeuers.

— Damals war es überall schön — die kroatischen Laute klangen in ihrem Munde seltsam weich und gedehnt — heute aber ist es überall schlecht. Sie seufzte und strich sich mit beiden Händen über das Gesicht, ganz langsam, als blieben die Finger in jeder Falte hängen. — Schlecht — sehr schlecht.

Dann schwiegen beide lange Zeit. Nur der Bergbach rauschte hinter dem Hause. Nur die Schnüre im Schoße der Frau raschelten leise.

— Und ich — ich bin dort, bei euch geboren?
Die Mutter nickte.

— Haben wir auch dort am Ende des Dorfes gewohnt?

— Am Meere . . .

Zella stellte den Milchtopf auf den Tisch und ließ sich auf der Bank neben dem Herde nieder.

— Am Meere? Dort wo du deine Neze verkauffst?

Sie mußte auf die Antwort warten. Das Kinn in die Hand gestützt, fragte sie dann noch einmal:

— Sag', Mutter . . .

Die andere fuhr wie aus dem Traum auf:

— Nein, weiter . . . viel weiter . . . anderswo.

Jella starrte in die pechschwarze Höhlung des Herdes, auf dem die Flamme leise hin- und her-schwankte.

— Wie ist das Meer, Mutter?

— Tief ist es . . . und groß, antwortete diese mehr mit einer Geste als mit Worten.

— Tiefer als die Schlucht? Größer als das Steinfeld?

Jella zog die Knie bis zum Kinn hinauf.

— Sag', Mutter, war das das Meer, wo einmal auf zwei Pfählen ein großes Netz zum Trocknen hing?

Die Mutter seufzte:

— Also du erinnerst dich gar nicht an das Meer . . . !

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Mitten in dieser Bewegung hielt sie dann plötzlich inne, wie wenn sie eben etwas erblickt hätte, was sie lange suchte.

— Wart nur — doch! An eine Muschel erinnere ich mich. Sie lag im Sand und dann kam das

Wasser und holte sie. Auch an fremde Menschen erinnere ich mich, die so sangen wie du vorhin . . . dann auch an eine ganz alte kleine, schiefe Frau . . . Die Mutter ließ die Hände in den Schoß sinken:

— Das war meine Mutter . . . Hu, konnte sie fluchen! Immer trug sie ein gelbes Tuch mit Fransen um den Hals; damit schlug sie mich, wenn ihr die fremden Leute kein Geld geben wollten.

Sie schloß die Augen. Alles war ihr nun wieder gegenwärtig, bloß an das Gesicht der Mutter konnte sie sich nicht erinnern.

In der dunklen Zimmerecke fiel mit leisem Geräusch der Mörtel zu Boden und Tella dachte an die Muschel, die Mutter an jenes gelbe Tuch . . .

3.

Mit lautem Echo zog der Glockenton über die feuchten Berge; vom First der Kirche plätscherte ringsum das Regenwasser nieder.

Drin drängte sich das ganze Dorf in den engen Bänken. Rechts die Männer, links die Frauen. In der ersten Reihe saß in schwarzem Feiertagsrock mit pomadeduftendem Scheitel der Richter, neben ihm der einäugige Schmied, dann der Lehrer, der gleichzeitig Gastwirt war, und in der Schule immer

jene Zungen am meisten prügelte, deren Väter nicht ins Wirthshaus gingen. Jetzt aber sah er sehr ernst und feierlich aus. Zwischen den Strähnen seines derben, borstigen Haares flossen kleine Schweißbäche hinab.

Die Luft in der Kirche wurde immer schwerer. Die Ausdünstung aufgeweichter Bundschuhe, triefender Filzmäntel, der ranzige Seifengeruch frischgewaschener Hemden flossen stickig und süßlich mit dem Weihrauchduft zusammen. Die Männer preßten den Feiertagshut an die Brust und glogten mit demselben leeren, nichtssehenden Blick zur kahlen Decke empor, mit dem sie noch jeden Sonntag dort hinaufgeglogt hatten, soweit sie zurückdenken konnten. In den Händen der Frauen leuchteten die grellbunten Tücher, in die das Gebetbuch eingehüllt war.

Der Pfarrer schritt auf die Kanzel zu. Die schmale Treppe knarrte. In der Kirche breitete sich die gewohnte Sonntagsstimmung aus. Die Bauern räusperten sich, als ob sie zu sprechen hätten. Dann trat erwartungsvolle, einfältige Ruhe ein. Die Stimme des Priesters erfüllte allein das Kirchenschiff.

Jella saß schläfrig neben ihrer Mutter. Sie war an die freie Luft der Höhen gewöhnt und wurde in der weihrauchgeschwängerten Wärme dieser Mauern immer schläfrig. Ihr ganz dünngewaschenes Rattunkleid war an den Schultern schon zu eng.

Auf ihrem kupferbraunen Haar entzündete eine Kerze ein metallisches Leuchten; zwischen ihren zusammengekniffenen Lidern glänzten ihre Augen wie zwei schmale, dunkle Striche. Ihr Kopf fiel vornüber. Matt zog ihr Blick über die andächtigen, dummen Gesichter ringsumher und über die ölig glatten Scheitel der Mädchen. Ihre Mutter saß zusammengekauert neben ihr und roch fortwährend an dem Thymian, den sie in ihrem abgewetzten Gebetbuche mitgebracht hatte.

Rückwärts hustete jemand. Und wie ein Echo hustete man dann auch vorn. Erst zwei ... jetzt drei ... Zella begann zu zählen. Das war Slatkas Stimme, das die des Totengräbers. Der Totengräber hatte ein wehes Ohr und trug deshalb immer ein rotes Tuch um den Kopf. Die beiden Zipfel des Knotens wippten ganz komisch im Schatten der Kanzel. Auf all das achtete Zella, nur auf die heilige Predigt nicht, wiewohl der Pfarrer in immer gehobenerem Tone sprach und die alten Weiber im Schutze seiner dröhnenden Stimme immer geruhssamer schlummerten.

Jetzt hätte Zella vor Freude fast laut aufgeschrien. Sie hatte auf dem Boden einen grünen Heuschreck entdeckt, der munter zwischen den schmutzig nassen Fußspuren einherkroch und mit seinen langen

Beinen in feiner Zickzacklinie eine feuchte Spur hinter sich ließ. Das Mädchen atmete freier auf. Es war ihr, als sei mit diesem Heuschreck das Leben ihrer großen, stillen Wälder zu ihr gekommen.

Draußen hatte der Regen aufgehört. In ruhigen Farben fiel das Sonnenlicht durch die Fenster. Der Pfarrer aber schrie erregt von der Kanzel hinab. — Auf wen er wohl so böse ist — dachte Tella und hob die langen Wimpern. Es schien ihr, als ob der hochwürdige Herr sich nur zu ihnen wende. Er sprach von der Sünde, warf die Arme wild in die Luft und schrie sich selbst in immer größere Wut hinein.

— Der Satan hat Euch die Sünde gegeben, Gottes Weisheit aber die Tugend. Ihr könnt frei wählen — allein es naht der Tag des Gerichtes . . .

Tella langweilte das alles. Sie sah lieber dem Heuschreck zu. Der Pfarrer begann von schlechten Männern, sündhaften Frauen zu sprechen.

— Nie ist es zu spät, auf den rechten Weg zurückzukehren! — schrie er. Wenn sie sich zwischen Euch drängen, verbannt sie, stoßt sie weg, so wie auch der Herr sie weg von seinem Throne und in die Hölle stoßen wird . . .

In der Kirche entstand Bewegung. Auch Tella blickte wieder auf. Ihr schauderte vor jenem un-

bekannten, häßlichen Ort, an den sich einander die Menschen hinwünschten, wenn sie zürnten. Draußen auf den Bergen hatte sie niemals an die Hölle gedacht, und hier, im Hause Gottes, ist immerfort von ihr die Rede. Sie wollte nicht mehr hin hören, aber es schien ihr, als ob die Faust des Hochwürdigen wieder ihr und ihrer Mutter drohe. Und jetzt blickte sich Slatka mit schadenfrohem Gesicht nach ihnen um.

— Was hat die zu schauen? — dachte Zella und sah nun selbst unruhig umher. Was schauen denn die übrigen alle? — und dann — dann fiel auch ihr Blick auf die Mutter. Zusammengekauert saß sie neben ihr. Ihre arme, abgearbeitete Hand bog zitternd die eingebrochenen Ränder an den Seiten des Gebetbuches gerade. Mit einem Male kam ihr die Mutter alt, ergreifend alt vor und nun fühlte sie, was sie bisher niemals deutlich gefühlt hatte: daß sie sie liebte, so sehr liebte, daß ihr fast die Brust weh tat.

Slatka und die Wirtschafterin des Pfarrers sahen sich an und zwinkerten zu Zellas Mutter hinüber, die jeden Augenblick bleicher wurde. Ihre Stirne war so blaß, wie die Wachskerzen auf dem Altare. Ihr Kinn zitterte und mit einer unwillkürlichen, krampfhaften Bewegung hob sie die Hand vor die Augen.

Die Stimme des Pfarrers gellte heiser durch den Raum:

— Die schlechten Weiber verderben das brave Volk: bringen Schande in die Familie. Sie können es leicht: sie verstehen schön zu singen, tragen geschmückte Gewänder . . .

Erschrocken klammerte sich Zella an den Rock der Mutter, so wie einst als Kind, wenn man ihr weh getan hatte; und plöblich, als ob irgendeine Thür ihres Innern gewaltsam aufgestoßen werde — erinnerte sie sich eines anderen, weit kostbareren Rockes, den die Mutter einst getragen, einer Kette aus gelbem Bernstein, klirrender Glasperlen, großer goldener Ohrringe und fremder Männer, die früh morgens das Haus verlassen hatten. Und noch vieles andere fiel ihr ein, wovon sie nicht gewußt hatte, daß sie sich noch daran erinnern könne. Sie hätte gern laut aufgeschrien. Warum sagt man ihr nicht, was da um sie herum vorgeht? Warum das ganze Dorf sie und ihre Mutter anstarrt? Warum der Herr Pfarrer ihnen so droht? Warum sagt man ihr nichts — sie versteht das alles nicht und dennoch zittert sie.

Die älteren unter den Männern drehten verlegen den Kopf zur Seite. Ihre verwitterten braunen Gesichter verschwanden hinter den Hüten. Die Burschen

steckten neugierig die Köpfe zusammen. Die Frauen stießen sich vergnügt mit den Ellbogen; Zella war es, als ob jemand hinter ihnen den Namen ihrer Mutter ausgesprochen habe: „Giacinta“. Es schnürte ihr die Kehle zusammen: Von ihr also sprach man? Von ihr — sie konnte es nicht weiter ausdenken. Nebelhafte Bilder wogten um sie her. Die Menschen, die Kanzel, alles schwankte auf und nieder. Die Flammen der Kerzen begannen auf dem Altar zu tanzen. Eine furchtbare Angst hatte sie überfallen und ihr Blick fiel auf das Bild des Heilands, der ihr dort vor den Bankreihen auf seinem rostigen Kreuzifix mit traurigem Erbarmen seine wunden Arme entgegenbreitete. Und während sie in bebendem Schrecken zu dem Erlöser aufblickte, der alle Menschen geliebt hatte, stieg in ihrer Brust ein brennender Haß gegen alle auf.

Die Predigt war zu Ende. Der Pfarrer stand wieder vor dem Altar. Breitgezogene slawische Laute erfüllten die Kirche. Seine Hochwürden las die Messe in großer Eile. Da wurde der Herr hastig geboren und hastig starb er auch.

Schlürfende Schritte bewegten sich über den Boden. Die zu hinterst saßen, begannen aufzubrechen; langsam entstand dann auch in den vorersten Reihen Bewegung. In das vereinzelte Ge-

trappel der Buntschuhe mengte sich das Stampfen der Stiefel und das Platschende Geräusch nackter Sohlen. In der erwärmten Luft wurde von neuem der fade Pomade- und Ledergeruch aufgerührt.

Die langsam hinausziehende Menge drängte auch Zella und deren Mutter ins Freie. Giacinta schritt mit gesenktem Kopfe; ihr Gesicht war fahl und um den Mund saß ein bitterer, harter Zug. Das Mädchen starrte mit hohlem Blick auf das helle Viereck des Ausganges, dem die vielen krummen Rücken entgegenzogen, und sah gar nichts.

Im Thor schlug ihr ein frischer Strom der regenfeuchten Frühlingsluft entgegen. In den Pfützen und auf den nassen Dächern funkelte das Sonnenlicht. Das ganze Thal war ein einziges großes Glänzen, und Zella hatte für einen Augenblick die Empfindung, als ob alles, was eben geschehen war, gar nicht wahr sei. Mutlos hob sie den Blick.

Vor ihr auf dem kleinen Plage, der mit zeretretenem Rasen die alte Kirche umfing, standen die Leute umher, als warteten sie noch auf etwas. Niemand bewegte sich, keiner sprach ein Wort, aber aus ihrem Schweigen wurde ihr unbewußtes Wollen deutlich fühlbar. Immer schwerer wurde diese Stille, in der sich alle verstanden. Zella erschauerte. Der Schmied wandte sich ihr zu. Weiter hinten sah sie

runde Feiertagshüte; die roten Tuchzipfel des Totengräbers; glänzende, blige Köpfe; lauter bekannte Gesichter, deren Blick nun seltsam fremd und feindselig war. Und Davorin tut, als ob er sie nicht sehen wolle; er sticht mit der Eisenspitze seines Stockes Unkraut zwischen den Steinen heraus, statt zu ihnen hinzukommen.

Verzweifelt blickte sie die Mutter an. Warum sprach auch sie nichts? Warum stand sie da? Giacinta schwieg wie erstarrt. Ihr Auge stierte so erschrocken in die Luft, als wollte sie fragen, warum man sie denn quäle? Warum eben jetzt? Jetzt — nach so vielen Jahren, da alles längst vorbei und sie selbst alt geworden war!

Eine Bauernfrau hob im Fortgehen drohend die Hand gegen sie. Und Slatka schrie ihr mit dem Hass der späten Rache entgegen:

— Wart — du Schanddirne!

Die Stille war gebrochen. Alle begannen erregt hin und her zu reden. Ein unklares Stimmengewirr entstand. Jemand fluchte.

Plötzlich fiel Zella alles ein, was sie gestern auf dem Berge erlauscht hatte. Sie hatte das Gefühl, als ob ihr das Blut voller kleiner glühender Nadeln im Körper umherkreise und diese Nadeln stachen und brannten ihr die Haut im Gesichte. Die Mutter

neben ihr wurde immer bleicher. Man sah es ihr an, daß sie etwas sagen wollte, aber sie fand in ihrem armen Kopfe nicht die Worte dazu. Jetzt aber wußte sie es: nun war sie ihren alten Feinden, den Frauen ausgeliefert — seit die Männer sie nicht mehr in Schutz nahmen.

Unten auf der Landstraße humpelte ein Wagen vorbei; der Fuhrmann winkte zurück und rief etwas hinauf. Aber die Ketten und Räder rasselten so laut — niemand verstand ihn. Aller Augen sahen in die Richtung, nach der er gewinkt hatte. Auch Zella und ihre Mutter blickten dorthin. Hinter dem Hügel tauchten zwei wehende grüne Federbüsche auf: Gendarmen näherten sich vom Walde her. Auf dem Stahl ihrer aufgepflanzten Bajonette blitzte und erlosch das Sonnenlicht im Takte ihrer Schritte.

Vor der Kirche war Giacinta einen Augenblick lang vergessen. Eine schwere, angstvolle Stille, trat ein, jene beklemmende Stille, wie sie unter Menschen zu entstehen pflegt, die alle etwas zu verbergen haben. Die Männer zogen den Hut tiefer ins Gesicht: fast jeder hatte etwas auf dem Gewissen; bei jedem gab es etwas, was besser verborgen blieb. Der Anblick der Gendarmen erstickte ihnen das Wort in der Kehle. Man kann nie wissen, wen sie mit sich nehmen . . .

Jetzt war der schwere Soldatenschritt unten auf der Landstraße schon ganz deutlich zu vernehmen. Keiner wagte zu atmen. Noch ein langer banger Moment, in dem allen der Angstschweiß austrat — dann ging ein Zittern der Erleichterung über die schreckensstarren Gesichter. Die Gendarmen waren gleichgültig unterhalb der Kirche weitermarschiert und bogen in den Hof des Tischlers ein.

— Sie holen den Franjo — wer hat ihn verraten?

Auch Zella atmete auf. Sie wußte nicht warum, aber gleich den anderen hatte auch sie vor den grünen Federbüschen Angst.

— Die verfluchte Here — die ist an allem schuld — keifte die Schwägerin Slatkas wütend — Franjo hat seine Frau erst geschlagen, seit er's mit der zu tun hatte . . .

In den hinteren Reihen hörte man die Worte nicht und die Näherstehenden wußten, daß der Tischler seine Frau all sein Lebtag geprügelt hatte. Da aber die Erregung von vorhin ein Opfer brauchte, so wandte sich der Zorn aller wieder gegen Giacinta.

Derbe, haarige Fäuste hoben sich in die Luft, rote Frauenhände fuhren wild umher, unterdrücktes Fluchen, halbblaute Schimpfworte gurgelten dazwischen und ein Bengel nahm ermutigt einen Stein auf und schleuderte ihn auf die italienische

Frau. Giacinta griff sich schreiend nach der Brust und begann dann wie kopflos zu laufen. Zella blieb mitten im Gehen stehen. Der eine Fuß hatte die Erde noch kaum berührt, der andere zitterte so, daß er ihr Gewicht kaum tragen konnte. Ihr Leib war biegsam wie der eines unentwickelten Knaben, ihre Zähne bligten weiß zwischen den Lippen hervor, als wollte sie beißen. Ihr Gesicht wurde dunkel. Eine wilde Bitterkeit quoll in ihr auf, die jetzt erst entstanden war, die sie früher nie gekannt hatte. Blichschnell beugte sie sich nieder, raffte eine Handvoll Kieselsteine zusammen, warf sie aufs Geratewohl zwischen die Menge und rannte dann flüchtend ihrer Mutter nach. Im nächsten Augenblick hatte sich das ganze Volk gegen sie gerichtet. Ein wahrer Hagel von Steinen sauste durch die Luft. Ein Kiesel ritzte ihr den Fuß. Ein paar junge Blätter fielen von den Bäumen, die Lachen spritzten hoch auf — die anderen Steine fielen abseits in den Straßengraben.

Die Mädchen vor der Kirche kreischten auf:

— Recht geschieht ihr! — Und ein paar Bursche begannen zu lachen.

— Die Weiber haben recht! — brummten die älteren Männer mit jener biedereren Gelassenheit, mit der die Menschen stets auf frühere Sünden zurückblicken — wenn sie des Lasters satt sind.

Dann wurde es auf dem Plätzchen still. Die Leute sahen sich gegenseitig mit dem Blicke des dummen, befriedigten Tieres an.

Unten erschienen im Vorhofe des Tischlers die Gendarmen wieder. Franjo machte ihnen so tiefe Verbeugungen, als ob er vor dem Altar ministriere. Noch als sie fort waren, stand er gebückt da.

Der Richter stieß den Gastwirts-Lehrer vergnügt in die Seite.

— Sie nehmen den Gauner nicht mit! Sicher hat sein Weib wieder alles geleugnet! Er lachte und freute sich, nichts mit den Gendarmen zu tun zu haben. Bei dem vielen Hin- und Herreden kann man sich leicht verplappern.

Die beiden Federbüsche verschwanden an der Wegbiegung. Das Dorf nahm wieder das gewohnte sonntägliche Aussehen an und der hochwürdige Herr schritt durch die Herde seiner Schäfelein lächelnd dem Pfarrhause zu.

4.

Erst an der Schwelle der Hütte hatte Zella die Mutter eingeholt. Mit verzweifelter Eile verriegelten sie die Thür hinter sich. Beide atmeten tief auf und ihre Blicke trafen sich. Dann starrten

sie verlegen zu Boden. Jetzt, da die Gefahr vorbei war, lasen sie sich gegenseitig in den Augen. Die Mutter löste verwirrt ihr Tuch unter dem Kinn und knüpfte es dann von neuem. Zella sah nicht hin und nahm doch wahr, wie die Falten ihres Rockes über dem Knie erzitterten. Beide schwiegen. Und diese stummen, unerbittlichen Minuten waren für die eine ein unbewußtes Büßen, für die andere ein unbewußtes Verzeihen.

Als sie sich dann wieder ansahen, war jede Verlegenheit aus ihrem Blick verschwunden. Zella setzte sich auf die Bank am Herde und begann mit einem nassen Lappen das langsam sickernde Blut ihres verwundeten Fußes zu waschen. Die Mutter ging mit müden Schritten bald hierher, bald dorthin, ordnete die Zwiebeln auf dem Giebelbalken, ließ die getrockneten Schwämme am oberen Türpfosten klappernd durch die Finger gleiten und schüttelte die Oliven im Topfe zurecht. In der Sicherheit der verriegelten Thür lebten sie nun wieder ihr gewohntes Leben . . . Plötzlich flog etwas mit schwachem Anprall gegen das Fenster. Es war nur ein Käfer, der an die Scheibe gestoßen war, doch der dumpfe Laut löste in beiden denselben unausgesprochenen Gedanken. Erstarrt blickten sie sich an. Es war ihnen, als hätte mit diesem Käfer

die ganze feindliche Außenwelt bei ihnen angeklopft, als ob vor dem Fenster draußen das ganze Dorf lauerte. Mit einem verzagten Seufzer nahm die Mutter das Netz, an dem sie gestern gearbeitet hatte, vom Nagel.

— Ich kann hier nicht bleiben.

Jella überfuhr ein regungsloser Schrecken.

— Ich muß fort. Die Hunde erschlagen mich, solange keine Gendarmen in der Nähe sind.

Sie wandte sich ab. Ihre Stimme klang unsicher als sie weiter sprach.

— Ich trage das Netz zu den Fischern nach Porto-Re. Wenn wir Geld haben, wollen wir uns anderwärts niederlassen.

— Aber ich gehe doch mit dir?

Die Mutter zögerte mit der Antwort. Je nachdem sie die Wimpern hob oder senkte, erhellen oder verdüsterten sich ihre Züge. Endlich schüttelte sie den Kopf, als wäre sie mit sich selbst im Widerstreit.

— Nein — es geht nicht. Dir tun sie nichts, wenn ich fort bin. Später hole ich dich dann.

Jella fühlte, daß die Mutter recht hatte: ihr würde nichts geschehen. Trotzdem fürchtete sie irgendetwas, wofür sie keinen Namen fand.

Mehr sprachen sie hierüber nicht. Die Mutter begann ihren schlechteren Rock, ihre Schuhe und

ihre Jacke zu einem Bündel zu schnüren. Dann sah sie unschlüssig bald vor sich hin in die Luft, bald auf Zella. Plötzlich setzte sie das Bündel auf den Boden; ging durch die Stube, kauerte am Herd nieder und begann mit einer rostigen Messerflinge den untersten Ziegel des Herdes aufzustemmen.

Unruhig folgte Zellas Auge dieser geräuschlosen, raschen Arbeit. Alles andere hatte sie jetzt vergessen. Der Ziegelstein hielt ihre ganze Aufmerksamkeit gefangen. Langsam hob er sich. Rings um ihn stob Ruß auf den Boden. Giacinta steckte den Arm bis zum Ellbogen in das schwarze Loch. Sie zog ein in schmutzige Lappen gehülltes kleines Goldkreuz hervor.

Zella schrie vor Entzücken laut auf — gleich darauf aber wurde ihr Blick starr. Es fiel ihr ein, was Slatka gestern von einem goldenen Kreuz gesagt hatte und sie wischte sich den Schweiß von der Stirn.

— Das allein ist übrig geblieben . . . murmelte Giacinta traurig. Dann legte sie das Kreuz zurück, drückte den Ziegelstein wieder auf die Öffnung und stand schwerfällig auf.

— Gib gut acht darauf!

Sie warf das Netz über die Achsel und wandte sich zum Gehen.

Erschrocken fuhr Zella auf. Daran hatte sie nicht mehr gedacht. Sie wollte etwas sagen, was sie bisher nie gesagt. Denn seit sie in der Kirche waren, wußte sie es ganz sicher, daß sie ihre Mutter liebe, sehr liebe, trotzdem sie dieses goldene Kreuz bekommen hatte. Sie suchte nach Worten, aber es fielen ihr keine ein. Sie konnte bloß seufzen.

Von der Schwelle sah die Mutter noch einmal zurück. Ihre Hand griff fest in das Netz, ihre Brust hob und senkte sich ungleichmäßig.

— Auf dem Brett liegt noch Brot für heute — sagte sie heiser. Dann nahm sie das Bündel auf und wandte keinen Blick mehr zurück.

Draußen glänzte die Sonne golden über dem Rasen. Vom Wirtshaus her waren Gesangsstimmen hörbar. In die klagende, einförmige Musik des Dudelsacks mengte sich fernes Stampfen.

— Niemand wird mich sehen. Jetzt tanzen sie unten schon.

Zella war es, als höre sie Davorins befehlende Stimme. Heute ist er der Vortänzer beim Kolo, schoß es ihr durch den Kopf und sie mußte an die rotbackige Tochter des Lehrers denken.

Jenseits der Büsche rauschte zwischen felsigen Ufern der Bach. Zella stürmte der Mutter nach, die über den schmalen Steg fast laufend dahineilte.

Der kalte Hauch des schäumenden Wassers bewegte ihren Rock. Zella blickte in die Tiefe. Ihr fiel ein, wie glatt und schlüpfrig der Steg war, und angstvoll sah sie der Mutter nach: Wenn sie ausglitte! Zum ersten Male dachte sie daran, daß ihr ein Leid zustoßen könne.

Am jenseitigen Ufer blieben beide stehen. Giacinta sah traurig auf ihre Tochter, dann begann sie Zellas Wangen langsam zu streicheln, betastete ihr Haar, ihre Stirn, ihre Lippen, als wolle sie auch mit der Hand sehen, als wolle sie sich später auch mit der Hand an ihre Züge erinnern. Zella schloß die Augen und biß die Zähne zusammen, um nicht aufschreien zu müssen. Giacinta aber schüttelte ihr mit rauher Zärtlichkeit die Schultern und küßte sie zwischendurch ein paarmal hintereinander, bäuerlich derb, laut schmagend.

— Ich komme um dich zurück — seufzte sie tonlos, während sie sich aufrichtete. Sie wußte nicht recht, wollte sie das Mädchen trösten oder sich selbst. Zella wollte wieder etwas sagen, etwas, was ihr weh tat, was langsam in ihrer Brust emporstieg. Vergebens, die Worte mieden ihre Lippen und quollen nur unter den Augenlidern hervor. Zwei schwere Kindertränen rannen ihr über die Wangen. Doch die sah Giacinta nicht

mehr. Mit gesenktem Haupte schlug sie den Waldweg ein. Leise fiel das getretene Laub von ihren Sohlen zurück. Unter der großen Eiche blieb sie noch einmal stehen und sah zurück. Ihr Auge war verschleiert, ihr Mund bewegte sich tonlos.

Beide wollten sich noch etwas sagen und dennoch schwiegen beide.

5.

Zella saß auf einem Stein und starrte nach der alten Eiche, unter der nun niemand mehr stand. Der hin- und herwehende blaue Fleck, als den sie zuletzt noch Giacintas Rock gesehen hatte, war längst zwischen den Baumstämmen verschwunden, das Geräusch ihrer Schritte längst verhallt. Zella empfand ein pochendes Klingen im Ohr und die Stille des Waldes erfüllte sich ihr mit der Erinnerung an verhaßte menschliche Stimmen. Fast hörte sie die Schimpfworte, den Lärm vom Morgen aufs neue und es überkam sie das Vorgefühl einer kalten Leere, die noch fern war und sich dennoch von drüben, von der Hütte her an sie heranschlich. Sie wagte es nicht, nach Hause zu gehen, denn sie war sicher, dort irgend etwas zu erblicken, was sie traurig machen würde und was

sie bisher nie erblickt hatte. Doch wohin sollte sie? Heute wäre sie auch zwischen ihren Ziegen und ihren Bergen allein und verlassen. Sie hätte gern die Stimme eines Menschen gehört, der ihr sagte, daß die Mutter bald heimkehre.

Schon geraume Zeit sah sie über dem angesammelten Regenwasser am Fuße des Eichenstammes ein bläuliches Leuchten, aber sie wußte nicht, daß sie es sehe. Seit einer guten Weile hörte sie das Knacken der trockenen Äste im Walde und wußte nicht, daß sie es höre. Sie fühlte nur unendliche Verwirrung hinter ihrer Stirne. Nie hätte sie geglaubt, daß es so viele Gedanken gebe, wie ihr jetzt durch den Kopf gingen. Bisher war in ihrem ganzen Leben niemals etwas geschehen. Die Berge, die Ziegen, die Mädchen, die Bursche, die Sonntagsmesse, das war alles gewesen; dann noch die Rege der Mutter, das Fluchen des Vaters; der Wind, der Schnee, die Sonne. Und jetzt hatte sich mit einem Male alles so unbegreiflich verändert.

Sie hob den Kopf: eine seltsame, gebückte Gestalt tauchte am Bache auf. Es war Jagoda, die alte Bettlerin. Eilig setzte sie einen Fuß vor den anderen, und im Gehen bewegte sich ihr verschumpfter Oberkörper so merkwürdig, als ob die bis zur Erde reichenden mageren Hände immer-

fort Gras pflücken wollten. So ging sie über die Landstraße, durch die Kirche, in die Hofe. Immer hatte sie es eilig. Gab ihr jemand ein Almosen, dann wandte sie ein wenig den Kopf und sah von unten nach dem Geber hinauf wie ein verrunzelter, sorgenvoller alter Hund. Bekam sie Brot, so schob sie es mit habgieriger Hast in ihren Beutel, gab man ihr Geld, so nahm sie's in den Mund und lief geradewegs ins Wirtshaus. Die Bauern, die dort saßen, lachten über sie, sie aber spuckte ihre Kupfermünzen auf das Blech des Schanktisches, nahm die Schnapsflasche unter den Arm und schlug dann unter dem Gebell der Dorfhunde ganz rasch den Weg nach der alten, abgebrannten Wassermühle ein, die einmal vor langer, langer Zeit, als sich die Räder noch drehten und ihr Mann, der rote Müller, noch lebte, ihr beider Besitztum war. Auch jetzt eilte sie nach der verfallenen Mühle. Zella lief ihr nach.

Soweit sie zurückdenken konnte, hatte sie die Bettlerin immer nur so gekannt, sie immer bei der Mühle umherstreichen gesehen. Als Kind hatte sie sich vor ihr gefürchtet, später hörte sie die Geschichten der Alten gern.

Jagoda gehörte zu jenen, die noch Waldzwerge gekannt hatten und die zwischen den Felsen oft dem

steinbärtigen Berggeist begegnet waren. Jagoda hatte über dem furchtbaren Abgrund des Jezero das Herenfeuer gesehen. Jagoda verstand, was an kalten Herbstabenden das Rauschen des Waldes den Menschen sagen wollte.

— Die Bora kommt — pflegte sie manchmal an sonnighellen Tagen zu murmeln — der Faulbaum auf dem Steinfeld hat mir's gesagt. Und tags darauf brüllte der Wind und donnernd ritten schwarze, feuchte Wolken gegen die Berge.

— Es wird kalt werden — hatte sie im Wirtshaus gebrummt, während man ihr den Zwetschken-schnaps einschenkte — der Bach ist heute nachts in die Schlucht zurückgeflossen, um Eis zu holen. Und so wie die Dämmerung kam, pfiß der Schneesturm um die Gipfel und die Fuhrleute im Dorfe fluchten, weil sie einander im Nebel nicht sehen konnten.

Jedermann verspottete die halb irre Alte, insgeheim aber brachte man ihr doch eine Art abergläubischer Ehrfurcht entgegen. Man wandte sich um Prophezeiungen über die Ernte an sie, man holte, wenn es einen Kranken im Hause gab, bei ihr heilende Kräuter. Auch Zella hatte jetzt die Empfindung, daß Jagoda, die so vieles wußte, was andere nicht wußten, ihr vielleicht helfen könne.

Vielleicht gab sie ihr irgendein getrocknetes Kraut, von dem der große Schmerz in der Brust verging.

Sie stand vor der alten Mühle. Die verfallenden Mauern ragten traurig aus dem wild wuchernden Unkraut. Unter ihm jagte, silberwolkigen Staub aufsprühend, das reißende Wasser dahin und sein Rand leckte manchmal an dem schlammigen Moos, das wie tropfende grüne Eiszapfen von dem unbeweglichen, schwarzen Mühlenrad niederhing. Es mußte lange her sein, daß dieses Rad stehen geblieben war. Aus dem Steingeröll des eingefallenen Herdes war seither ein Baum emporgewachsen. Das Buschwerk griff tief in die gährende Öffnung der Tür, unter der herabhängenden Decke bauten inmitten des Verfalls die Vögel immer neue Nester.

Ein Baldkäfer schwirrte über den Bach. Jagoda kauerte auf einem Schutthaufen und sah das morsche Rad an, als warte sie darauf, daß es zu laufen beginne. Auch als Tella sich neben sie hinstellte, blickte sie nicht auf und bewegte sich nicht. Sie nickte nur so, wie wenn sie jemanden, der von weitem zu ihr sprach, Zustimmung zunickte. Dabei streichelte sie mit ihrer vertrockneten braunen Hand ganz sinnlos den Rasen neben sich. So

verging eine gute Weile. Endlich brummte sie, ohne aufzublicken:

— Also deine Mutter ist fort?

Als ob sie nur darauf gewartet hätte, beugte sich Zella mit verhaltenem Atem ganz nahe an Jagodas Gesicht und fragte:

— Aber nicht wahr, sie kommt zurück?

— Ja — seufzte die Alte dumpf. — Es kommt jeder zurück — nur manchmal erkennen ihn die Menschen dann nicht mehr.

Zella verstand von all dem nur so viel, daß ihre Mutter nicht für immer fortblieb und ihr Auge glänzte auf. Jagoda aber begann zu murmeln als rede sie im Schläfe:

— Auch Stevo, der Müller, ist zurückgekommen. Auch die Mühle ist zurückgekommen. Denn auch früher hat das alles hier uns gehört, das Haus, der Bach, der Wald. Und das Rad drehte sich. Du kannst es dir nicht erträumen, kleine Zella, was für schönen Ton damals das Wasser gab . . . Dann wurde Stevo krank. Kein Pfaff, kein Kraut konnte ihm helfen . . . Da blieb das Rad stehen, Stevo starb und das Rad verfaulte im Wasser.

Jagoda ließ den Kopf zwischen ihre beiden Hände sinken. Struppig hing ihr graues Haar unter dem Tuch hervor. So oft sie seufzte, war

es, als sei in ihrer eingefallenen Brust etwas gerissen.

— Ja und damals sagten mir die Leute, daß die Mühle Stevos nicht mehr mir gehöre, weil Stevo irgendwelchen fremden Menschen nicht gezahlt hatte. Und die Fremden kamen auch her und wollten mir alles nehmen, das Haus, den Bach, den Wald. Aber sie drohten umsonst mit den Gendarmen und mit gedruckten Papieren, ich ging nicht aus der Tür hinaus. Ich wartete . . . etwas mußte ja geschehen . . . Und dann, als immer noch nichts geschah, eines Nachts . . . da brannte Stevos Mühle ab.

Die Sonne war vom Wasser weggeglitten und der Schatten der Bäume griff bis auf das andere Ufer hinüber. Zella, die bisher nur an die Mutter gedacht hatte, begann aufzuhorchen. Zagoda raffte an ihrem runzeligen Hals das Hemd fester zusammen. Plötzlich — es sah aus, als wimmelten Ameisen in ihren Augenhöhlen — bewegten sich ihre leblosen Augen. Sie beugte sich ganz nahe zu Zellas Ohr:

— Die Mühle brannte ab . . . Verstehst du? Ich habe sie angezündet.

Zellas Mund öffnete sich. Leise und schreckhaft lachte die Alte in die wachsende Dämmerung hinein:

— Alles brannte ab. Was übrig blieb, das

konnte dann nur noch ich gebrauchen. Und seither schlafe ich doch wieder im eigenen Hause, und des Nachts kehrt Stevo heim.

Sie schwieg einen Augenblick lang. Ihr Gesicht wurde ganz räthselhaft:

— Ich erkenne den, der heimkehrt. Ich erkannte Stevo, und auch die Mühle, wo doch beide längst gestorben sind.

Erschauernd sah sich Zella zwischen den Ruinen um. Plötzlich erhob sie sich. Hinter den Bergen war jetzt der zunehmende Mond hervorgetreten. Vom Wasser stiegen feuchte Dünste auf. Zella bog die Zweige vor der Thüröffnung zur Seite und begann den Bach entlang zu laufen. Ihr Herz schlug rascher. Es schien ihr, als laufe im Dunkeln jemand mit, eilig und lautlos und als ob er bald da, bald dort seinen Kopf aus dem Gebüsch stecke. Da sie genauer hinsah, war es nur das Dickicht. Ein taufeuchter Zweig schlug ihr ins Gesicht. Sie fuhr zurück. Beugend wandte sie sich um.

Gespentisch leuchteten die Ruinen der Mühle im Mondlicht. Noch immer stand Jagoda auf dem Schutte und starrte das Rad an, von dem sie sicher glaubte, daß es irgendeinmal zu gehen beginne.

Zellas Knie schlotterten, als sie endlich den Steg erreichte. Der Mond streute helle Flecke in die

gurgelnde Tiefe. Das morsche Brett über dem schwarzen Wasser wippte. Mitten auf dem Steg blieb Zella stehen. Ihr Blick fiel auf die Hütte, in der sie wohnte. Die Mauer war weiß, nur der First warf einen weichen blauen Schatten über die Tür. In dem schiefen Fensterglas glänzte der Mond so hell, als ob drin jemand bei Licht wachen würde. Gestern saß dort noch die Mutter vor dem Herd. Gestern hatte sie dort noch jemand erwartet. Ein tonloses Schluchzen fuhr ihr durch den Leib. Jetzt wußte sie, warum ihr so davor gegraut hatte, nach Hause zu gehen. Im nächsten Augenblicke stockte ihr in heißem Aufwallen das Blut. Es war ihr, als ob auch unten das dunkle Wasser stehen geblieben sei und nur der Steg mit ihr in schwindelnder Eile davonrase. Sie sah deutlich, wie neben dem Hause ein menschlicher Schatten auf die Steine fiel. Dort an der Mauer stand jemand. Schwankend trat Zella näher. Sie sprang vom Steg und duckte sich zwischen das Ufergebüsch.

Raum einen Augenblick lang glaubte sie, daß die Mutter zurückgekehrt sei. Eher dachte sie an Stevo, den Jagoda in der Mühle erwartete . . .

Drüben bewegte sich der Schatten; er wankte hin und her, wuchs an: ein Mann trat ins Mond-

licht hinaus. Zella atmete auf: es war Davorin.
Sie standen sich gegenüber.

— Bist du's? — brummte der Bursche. Ich glaubte schon, du seiest mit deiner Mutter gegangen.

Zella fuhr sich mit dem Arm über die feuchte Stirne.

— Wie du mich erschreckt hast! . . .

Dann schwiegen beide verlegen. Beide fühlten, daß sie nun nicht mehr so miteinander sprechen konnten, wie sonst. Davorin kaute an seiner Unterlippe und bohrte mit dem Stock im Erdreich umher. Zella fiel auf einmal wieder alles ein . . . So hatte sie ihn heute schon vor der Kirche gesehen. Und wie er jetzt die Hand nach ihr ausstreckte, sprang sie erboßt zurück:

— Rühr' mich nicht an! Du bist wie die anderen!

— Sei nicht dumm! — gab er barsch zurück. Deine Mutter, die war halt so eine . . . Na, ermord' mich nicht mit deinen Augen . . . der hilft nicht einmal mehr die Wundertätige von Stevadora . . . und wenn ich dreinrede, mach' ich's bei der Slatka nur noch ärger . . .

Zellas Zorn wandte sich Slatka zu.

— Sie ist schuld daran, daß alles so gekommen ist.

— Ja — das ist eine alte Feindschaft mit deiner Mutter. Weil auch der Schmied einmal hinter ihr her war. Er hat ihr damals ein goldenes Kreuz gekauft. So was merkt sich das Weibervolk.

Schon wieder dieses goldene Kreuz! Ganz bleich geworden starrte sie auf Davorin. Er war nicht viel größer als sie. Seine breite Brust sah frei aus dem offenen groben Hemd hervor. Der eckige Schädel saß fest zwischen den Schultern. Sein Haar war hellblond, der Blick unstet, als suche er unablässig etwas. Wenn er in seiner faulen, schwerfälligen Art sprach, dann bedeckte die Oberlippe kaum die auseinanderstehenden weißen Zähne. Seine Hand war schwer und warm. Zella fühlte ihr Gewicht sonst gern um die Hüfte, jetzt aber mochte sie es nicht. Ihre Zurückhaltung reizte den Burschen.

— Du wirst mich also niemals lieben?

— Warum soll ich dich lieben? — gab sie zurück, aber ihre Stimme klang unsicher. — Du bist ja mit der Glatka verwandt. Die möchte mir die Augen ausfragen.

Davorin begann aufzuhorchen. Und Zella fuhr fort:

— Vor dem Altar würde die uns auseinander-treiben!

Er lachte roh:

— Dazu, daß du mein wirst, dazu brauchst's keinen Altar. Deine Mutter hat auch nicht erst den Pfarrer um Erlaubnis gefragt.

— Nimm ihren Namen nicht in den Mund! —
Schrill durchschnitt ihre Stimme die Ruhe des schlafenden Dorfes und ihr erhobener Arm zeichnete einen drohenden Schatten auf die mondbeschienenen Steine. Dann erschauerte sie plöglch. Jetzt erst begriff sie, was Davorin wollte und aufs neue überkam sie die wilde Wut, die schon heute morgens in ihr aufgelodert war.

Der Bursche lachte. Anders als sonst, ganz fremd klang dieses Lachen und begehrend. Mit roher Kraft faßte er Zellas erhobenen Arm. Nie war ihm die Tochter Giacintas schöner erschienen.

— Zella, meine Zella . . . Ich muß dich haben!

Mit aller Anstrengung beugte sie sich vor, um sich von ihm zu befreien. Einen Augenblick lang rangen sie so stumm und feindlich. Er ließ nicht locker. Gierig preßte er seinen offenen Mund auf den bloßen Hals des Mädchens. Er fühlte die noch ungereifte Jugend dieses widerstrebenden, kleinen Körpers unter seinen Lippen. Auf seiner niederen Stirn traten die Adern hervor. Sein Blick wurde matt, die Finger, die Zellas Faust zusammens-

preßten, erlahmten. Und Zella nahm diesen Augenblick wahr. Blind stieß sie mit dem Ellbogen gegen die Brust ihres Bedrängers und rannte dann dem Hause zu. Ehe er sich aufgerafft hatte, knirschte der Riegel.

Wie toll begann Davorin an der Thür zu rütteln. Zella rührte sich nicht. Leblos lehnte sie an der Wand und starrte mit weit aufgerissenen Augen in die Finsternis. Am Herde blieb ihr Blick hängen. Durch das hintere Fenster konnte sie den Wald sehen. Es war ihr, als ob sich im Mondlicht die Bäume in Gang setzten und nun dunkel und lautlos auf sie zukämen. Fast atmete sie auf, als draußen wieder Davorins Flehen zu hören war:

— Nur auf ein Wort . . . laß mich doch ein, Zella . . .

Er bat so schön, so unterwürfig — — langsam wandte sie sich der Thür zu.

Vom Wirtshause drang wüstes Gejohle her. Davorin sah plöblich zurück, als fürchte er, daß die Bursche dort seine Schande bemerken könnten. Dann begann er zu fluchen. Sagte etwas Fürchterliches von Zellas Mutter und gab mit seinem beschlagenen Stiefel der Thür einen wütenden Tritt.

Zella prallte von der Schwelle zurück. Auf dem steinigen Boden entfernten sich stampfende

Schritte. Unten im Dorfe bellte ein Hund. Es wurde wieder still und das Mädchen konnte nun die Dunkelheit nicht länger ertragen. Sie tastete sich bis an den Herd. Dort, wußte sie, verwahrte die Mutter die Streichholzzer auf dem Brette oben in einem henkellosen Topfe. Zuerst kam ihr das Maisbrot in die Hand und im Dunkeln hörte sie wieder die Stimme der Mutter, wie sie sprach: „Auf dem Brett liegt noch Brot für heute.“ Aber so wie die Worte jetzt in ihr nachklangen, sagten sie nun etwas viel Traurigeres, als damals. Der stechende Geruch des Schwefelholzes stieg ihr in die Nase. Ihr Auge begann zu tränen. Jetzt rauchte und prasselte das Reifig und flammte auf. Sein Licht fiel auf den abgewegten kleinen Holzstuhl, auf dem die Mutter so viele Netze gesponnen hatte.

Zella sah zurück, als müsse sie irgend etwas Unheimliches, Finsternes erblicken, was hier auf sie gewartet hatte und was sie bisher nicht kannte.

Das Brot schmeckte ihr nicht, obwohl sie Hunger hatte. Und auf dem Bette lag es sich schlecht, obwohl sie müde war. Alle Glieder schmerzten sie, sie fror ohne die Mutter, wenn auch Davorins Küsse ihr heiß auf dem Nacken brannten. Liebte sie ihn? — Sie wußte es nicht. Aber sie dachte

daran, daß sie, wenn er jetzt hier wäre, vielleicht seine Küsse erwiedern würde . . . Trotzdem wischte sie die Stelle ab. Dabei geriet ihr das rote Tuch Giacintas in die Hand. Traurig sah sie es an. Es war, als ob mit diesem Tuche etwas von ihrer Mutter zurückgekehrt sei.

Aus der Ecke vernahm sie das gleichmäßige Atmen der Ziege. Hinter dem Herde begann das Heimchen zu zirpen. Dieses Heimchen kannte auch die Mutter. Auch gestern hatte es gezirpt, und früher . . . Nun fürchtete sie sich nicht mehr. Sie schlief ein.

6.

In Jellas Denken grub sich der Tag, an dem man ihre Mutter vertrieben hatte, wie eine große erschreckende Leere ein, die nicht mehr aus dem Hause wich. Wenn sie abends von den Bergen herabstieg, ließ sie sich oft auf einen Stein am Wege nieder und grübelte darüber, weshalb ihr Leben so anders sei als das der übrigen. Aber sie konnte das nie bis zu Ende denken. Sie gab alle Schuld den Menschen, und um nicht immer wieder an den Schrecken, die Leere, die Finsternis erinnert zu werden, mied sie sie alle. Auch vor Davorin

floh sie. Nur ein einziges Mal hatte sie ihn abends beim Brunnen gesehen. Er sprach mit Zorka, der Tochter des Lehrers. Deren großes, rotes Gesicht war röther gewesen als sonst und Davorin hatte lauter gelacht als je. Zella hielt sich die Ohren zu und versteckte sich hinter dem Gebüsch.

Einmal hatte ihr Slatka durch ihren kleinen Zungen sagen lassen, sie möchte in den Hof kommen und bei der Arbeit helfen.

Auch der Lehrer hatte sie in sein Wirthshaus gerufen, auch Slatkas Schwägerin, aber sie hatte sich stets abgewandt und ihnen sagen lassen, sie sei zwar arm, aber sie diene nur sich selbst.

Wenn sie in der Kühle des Frühmorgens ihre Ziegen auf die Berge führte, kehrte sie oft in die Kirche ein. Während sie drin betete, warteten die Ziegen draußen auf dem Plage und weideten das Gras ab, das zwischen den Steinen hervorsproßte. Nur die kleine schwarze Ziege steckte manchmal den Kopf zur Kirchentür hinein. Ihr Glöcklein klingelte wie die Ministrantenglöckchen, wenn Messe gelesen wurde. Zella war ganz allein und so betete sie am liebsten; denn da hört die blaugekleidete Maria in der Kirche, die ihr die Mutter zurückbringen wird, nur sie allein.

Dann aber, als so viele Tage vergangen waren,

daß sie sie auch mit den Fingern beider Hände längst nicht mehr zählen konnte, wurde sie vom langen Warten müde, ging morgens nicht mehr zur Kirche und spähte abends nicht mehr ins Thal, ob das Fenster der Hütte schon erleuchtet sei. Ihre Wangen fielen ein, ihr Körper streckte sich und ihr Auge war von einer wilden Traurigkeit erfüllt. Sie verstand es gar nicht mehr, daß es eine Zeit gab, in der es sie schmerzte, daß niemand da war, mit dem sie sprechen konnte. Jetzt hatte sie sich damit abgefunden, daß niemand wußte, was in ihr vorging. Und doch wandte sich Sonntags in der Messe die ganze Bank nach ihr um.

Seit die Menschen so schlecht geworden waren, schien es ihr, als seien die Berge besser geworden. Tagelang konnte sie zwischen dem Steingeröll umher-schweifen. Oft lag sie unbeweglich im Schatten der hohen Gipfel, von wo die Kirche und ihre Hütte gleich winzig aussahen und wohin weder die Stimme Slatkas, noch der Klang der Glocke hindrang. Jetzt riß sie sich niemals mehr an den Felskanten die Hände wund, um Schmetterlinge aus dem Netz der Spinne zu befreien. Sie griff nun nicht mehr nach den Schmetterlingen, sondern sie schlug mit einem Stein die Spinne tot. Stets bligte da ihr Auge auf und sie wußte selbst nicht,

warum sie dann immer auf das Dorf hinab-
blicken mußte.

Manchmal, wenn ihr Denken sich nach rück-
wärts wandte, fühlte sie dunkel, daß sie früher
eine andere gewesen; doch wie sie damals war, das
wußte sie nicht mehr. War sie das, die mit ihren
Ziegen immer singend den Berghang hinabgestürmt
war? Von deren Lachen einst alle Menschen, der
ganze Wald froher wurden . . . ?

Die Rodung war von den Blüten der Wald-
erdbeeren so weiß, als wäre sie mit Kalk bespritzt.
Jella lag im Grase, den Kopf in beide Handflächen
gestützt. Ihre bloßen Füße ragten in die Luft und
riebен sich langsam aneinander. Auf einem Halm
kroch ein Johanniskäfer aufwärts. Sie blies ihn
an, der Käfer fiel ins Gras zurück und begann dann
seinen Weg aufs neue.

Ein Mann kam auf die Rodung zu. Er blieb
stehen, trocknete sich mit dem Hemdärmel den
Schweiß auf der Stirn. Es war Dusan, der
mürrische Dusan, von dem die Rede ging, daß er
aus den Likaner Bergen vor den Gendarmen hierher
geflüchtet war, weil er dort den reichen Pfarrer er-
schlagen hatte. Aber man konnte ihm nichts be-
weisen. Dieser große, einsame Mensch, der im Walde
lebte und nur selten zu den Häusern hinabstieg,

trank weniger und sprach weniger, als sonst jemand. Deshalb nannte man ihn Dusan den Bären. Und wenn es irgendwem einfiel, ihn nach den alten Zeiten zu fragen, dann stieg eine tiefe, finstere Furchen zwischen seine glanzlosen, kleinen Augen und er konnte den Neugierigen so starr anblicken, daß diesem der Atem stockte und er nie wieder Ähnliches fragte. Zella sah wie alle übrigen im Dorfe mit einer Art scheuer Achtung zu diesem Menschen empor, der ganz allein stand und niemanden brauchte.

Auch jetzt kam er allein. Als er Zella wahrnahm, rief er sie an:

— Ich habe mit deinem Vater gesprochen. Er arbeitet dort drüben im Wald, einen Tagweg von hier.

Dann schritt er schwerfällig weiter und er sah aus, als ob ihm bei jedem seiner Schritte die Sohlen an der Erde haften blieben.

Zella sprang auf und rannte ihm nach.

— Und meine Mutter — hast du sie nicht gesehen? Ihre Stimme schlug um. Da sie nun zum ersten Male das aussprach, wovon sie noch mit keinem Menschen gesprochen hatte und woran sie doch unablässig denken mußte, schloß sie unwillkürlich die Lider, als könne man ihr durch die Augen in die Seele sehen.

Dusan blieb stehen. Er war ein vierschrötiger, schwerer Gebirgsbauer. Sein knochiges Gesicht war vom Wind gegerbt, an seinem harten Kinn ergraute der stachelige Bart. Er trug einen formlosen, grüngewordenen Hut, dessen Krempe ihm zerschliffen in den roten Hals hing. An seiner haarigen Brust blähte sich das gestreifte Hemd im Winde.

Langsam hob er den Kopf.

— Sie ist fortgegangen?

— Ja, klang Jellas Stimme zurück. Aber sie wußte nicht, daß sie geantwortet hatte.

— Ich komme von jenseits der Berge, sagte Dusan. Dort unten habe ich deine Mutter nicht gesehen.

Jella verstand ihn nicht.

— Von dort unten kommst du? Jenseits der Berge . . . Etwas fiel ihr ein, woran sie bisher nie gedacht hatte.

Beunruhigt fragte sie:

— Aber nicht wahr, dort sind auch Berge?

Was hätte auch anderes dort sein können? Oder war er vielleicht am Meer?

Dusan schüttelte den Kopf.

— Dort, wo ich war, gibt es keinen Stein und kein Meer. — Dann brummte er noch etwas davon, daß hinter dem Obrucpaß das Gebirge zu Ende sei.

Erschreckt drückte Zella ihren bloßen Fuß fester auf den steinigen Grund, als wolle ihr dieser Mann da den Boden unter den Füßen wegziehen, als wolle er ihr nun auch die Berge nehmen. Ihre Kehle preßte sich zusammen.

— Was — so einen Platz gibt es auch in der Welt? Und was ist dort also, wenn nicht einmal Berge da sind?

— Flaches Land — sagte Dusan gleichgültig und stützte sich auf seinen knorrigten Stock.

Eine Weile lang starrte Zella niedergeschlagen vor sich hin. Noch glaubte sie ihm nicht recht, noch hoffte sie.

— Und wo sind die Berge zu Ende?

Dusan machte eine unbestimmte weite Geste in der Luft.

— Dort? — fragte sie mit gepreßter Stimme.

— Auch dort . . .

Zellas Hand fiel schwer herab und schlug gegen ihre Hüfte. Dusan wollte schon weiter, als sie ihm nachrief:

— Und sag', wie heißt der Ort dort . . . und dort? . . .

— Die Pußta nennt man ihn.

— Die Pußta — sprach sie langsam nach. Die Pußta. Alles, was sie nur haßte, verdichtete sich

ihr unbewußt in diesem fremden Wort. Das Dorf, die Menschen, die Einsamkeit, das Ende der Berge. — Die Puzta . . .

Sie setzte sich auf den Waldboden. Am Abhange wurde die Gestalt Dufans des Bären kleiner und kleiner. Erst verschwanden seine Stiefel, dann sein gestreiftes Hemd — jetzt ragte nur noch sein Kopf aus den Steinen hervor, wie eine Kugel, die langsam abwärts rollte. Dann war er fort.

Es war ihr, als müsse sie schreien. Dieser Mensch hatte ihre Unwissenheit mitgenommen, in der es sich so gut lebte. So gab es also auf der Welt nicht nur ihre Berge und das Meer ihrer Mutter? Der neue Gedanke verstörte ihr ganzes Denken. Als hätte ihr jemand gesagt, daß irgendwo, weit, weit weg auch Gott ein Ende habe. Sie fürchtete sich und fühlte sich nun den Bergen näher, so wie sie sich der Mutter näher gefühlt hatte, als man sie in der Kirche peinigete. Dumpf flossen alle ihre Empfindungen ineinander und mit einem angstvollen Schluchzen fiel sie lang auf den Boden hin. Finster umgab sie der Wald. Sie war allein. Vom besonnten Himmel her kam nur die reine jungfräuliche Stille der Gipfel zu ihr herab, diese lebendige, allmächtige Stille, von der sie nicht wußte, daß sie deshalb so wohl tue, weil sie alle

schmerzlichen Gedanken zum Schweigen bringt. Eine unsichtbare Macht nahm sie in ihren Bann. Nun sträubte sie sich nicht mehr gegen den Gedanken, daß irgendwo in unbekannter Ferne die Berge zu Ende seien, denn so konnte man sie ja um so stärker lieben . . . Durch ihre Tränen sah sie zu ihnen empor und es war ihr, als wären die Berge geschmolzen und ergössen sich über den Wald in ihre Augen. Und wie sie an den Boden geschmiegt dalag, war es ihr, als schläge ihr Herz gar nicht in ihrer Brust, sondern unter ihr, zwischen den Steinen, als treibe ihr Blut den Puls all der kleinen Quellen im Moose; als lasse ihr Atem das Gras auf den Hängen erzittern.

Es war eine große, stumme Begegnung, ein rätselhaftes Ineinanderfließen, und von diesem Tage an wußte es Zella bestimmt, daß sie und die Berge zusammengehörten . . .

7.

Zwischen der Mauer der alten Kirche und dem Bergabhang war der Weg so schmal, daß nur ein einzelner Mensch Platz fand. Es dunkelte und die Steine auf dem Pfade waren nicht mehr sichtbar. Zella schritt heimwärts. Davorin kam aus der

Schmiede. Einen Augenblick blieb er stehen, dann trat er näher und faßte Zellas Kinn. Mit rohem Griff zwang er sie, sich ihm zuzuwenden.

— So sieh mich doch an. — Seine Stimme wollte bittend sein. Der Druck seiner Hand aber war hart und herrisch. Zella stieg langsam das Blut in die Wangen. So unerwartet war dies Zusammentreffen — — und so wohl tat es ihr. Also gab es doch noch jemanden auf der Welt, der ihr in die Augen sehen wollte? . . . Plötzlich fühlte sie eine solche Müdigkeit in den Knien, als sei sie in langem einsamen Laufen aufgehalten worden. Davorins Brust war breit, und sie hatte Sehnsucht danach, sich an irgend jemandes Brust auszuweinen. Trotzdem aber wich sie ängstlich zurück.

Ungeduldig griff der Bursche nach ihr:

— Du willst nicht?

Vor dieser heiseren Stimme schreckte sie abermals zurück . . . Das war dieselbe Stimme, die sie damals abends erschauern ließ.

— Du willst nicht? — Sein Atem flog hastig und Zella fühlte, wie sein Mund im Dunkeln den ihren suchte. Seine Brust preßte sich an ihren Körper. Schwindelnd schloß sie die Augen. Unbegreiflicherweise erschien ihr plötzlich Zorkas großes

rotes Gesicht am Brunnen und neben ihr Davorin. Dann fiel ihr ein, daß dieses Bild ihr oft erschienen war, wenn sie allein im Hause saß und es draußen dämmerte. Unruhig richtete sie sich in den Armen des Burschen auf und fragte aufs Geratewohl:

— Ist es wahr, daß du heiratest?

Davorin zuckte gereizt die Achsel:

— Was geht das dich an! — Zella starrte ihn an, stieß ihn dann wild weg.

— Dann geh'! — und sie setzte ihren Weg fort.

Abends rüttelte es an ihrer Thür. Davorin stand draußen. Aber er flehte vergebens, Zella rührte sich nicht.

Sie trafen sich noch einmal.

Es war Sonntag. Über der Thür des Wirtshauses pendelte ein rot gewordener Wacholderzweig, sein Schatten fiel auf das Gesicht Davorins. Neben ihm hockten der lange Branco und zwei junge Schmuggler auf der Schwelle. Milutin, der tolle Sohn des Küsters, saß mit dem Weinglas auf dem Fensterbrette. Das eine Bein ließ er auf die Straße hinausbaumeln und von Zeit zu Zeit gab er, wie um die neuen Stiefel zu erproben, dem Hunde draußen einen Stoß. Die Mädchen tanzten allein hinter dem Hause. Man hörte nur

ihr Stampfen. Die Bursche tranken noch. Als Zella an ihnen vorbeikam, wechselten sie einen Blick. Davorin sagte etwas, worüber die anderen lachen mußten, und begann ihr dann nachzulaufen.

Zella wäre gern geflüchtet, aber sie überlegte es sich, wandte sich um und erwartete ihn Aug' in Auge.

In der Wirtshaustüre hatten sich die beiden Schmuggler erhoben. Branco steckte seinen Hals hervor, der Sohn des Rüstlers hob sich weit aus dem Fenster.

— Was läufst du mir nach? — Ihre Stimme klang dunkel und unwillig.

Davorin hatte viel getrunken, seine Augen quollen fast aus den Höhlen. Er faßte Zella an der Schulter, als wolle er sie zerbrechen. Sie stöhnte vor Schmerz auf:

— Laß mich . . . Man sieht her . . . Was willst du?

Davorin beugte sich so nah' an ihr Gesicht, daß sie einander nicht mehr sehen konnten:

— Dich will ich . . . Du bist ja die Tochter deiner Mutter!

— Niemals! — schrie Zella so laut sie konnte, damit es die anderen drüben hörten und schlug mit der Faust nach Davorins Stirne.

Wütend schwang er seinen Stock. Als er sie nicht traf, begann er übertrieben laut zu lachen...

Aber auch die anderen in der Wirtshaustüre lachten und das war es, was Davorin nie verzeihen konnte. So oft er Zella sah und Branco oder die beiden Schmuggler ihn hänselten, biß er die Zähne zusammen:

— Das büßt sie mir noch...

8.

Soben auf dem Abhang des Zavorje war das Blut der wilden Rosen längst ins Gras getropft. Die Sonne brannte heiß und der Wind kam nur selten zur Erde nieder. Zella wußte, daß er dann in den höchsten Höhen dahinstreicht und nachts die großen Sterne am Himmel flackern macht.

Tagsüber arbeiteten die Menschen auf dem Felde und im Walde. Das Dorf war wie ausgestorben. Nur vom Bache her vernahm man mitunter das Klopfen des Waschschlägels. Und drüben beim Friedhofe pfiß der Totengräber ohne Unterlaß. Sein Acker war erst nach der Ernte zu bestellen...

Es war Mittag. Die Bursche lagen lang ausgestreckt am Rande der Rodung. Zella stapfte durch

das kniehohes Gras. Neben einem Baumstrunk, dessen tote, silberne Rinde im Sonnenlicht glänzte, stand ein Tonkrug mitten im Unkraut. Zella bemerkte ihn erst, als die kleine, schwarze Ziege ihn umstieß, und das Wasser mit leisem Glucksen auf den trockenen Boden floß. Nicht weit davon bewegte sich etwas. Plötzlich hob sich neben Zella der lange Branco aus dem Grase. Auf den Ellbogen gestützt haschte er mit der einen Hand nach ihrem Kleid, und begann sie lachend an sich zu ziehen.

— Komm doch her, mein Läubchen . . .

Auf seine Worte hoben sich noch andere verschlafene Köpfe aus dem Grase. Branco grinste widerlich:

— Schön bist du, kleine Zella. — Der Klang ihres Namens ließ hinter einer ausgehobenen Baumwurzel noch ein weißes Hemd aufblitzen. Es war Davorin. Eine Zeitlang starrte er dumm vor sich hin. Dann begann er zwischen seinen gespreizten Beinen das Gras auszuräumen.

Zella sah ihn nicht. Sie riß das Ende ihres Rockes aus der Hand des langen Holzschlägers und schritt weiter. Der Schulterteil ihres Hemdes hatte sich ein wenig verschoben und unter dem dunkelglänzenden Haare leuchtete ihr sonnverbrannter Nacken. Die Bursche folgten dem Wiegen ihres Körpers

mit lüsternden Blicken. Branco und die Schmuggler waren aufgesprungen. Davorin reckte sich.

Die Luft über der Rodung erzitterte in der drückenden Mittagsschwüle. Aus der heißen Erde stieg gärend der bitterliche Duft der Fruchtbarkeit auf. Das Blinken der Sonne trieb den Burschen das Blut zu Kopfe. Dieses Mädchen hier inmitten der Wälder war ihnen lockend neu und fremd. Ihr Schritt war leichter, ihr Körper beweglicher als sonst und sie trug das Haupt so hoch, als sähe sie immer nur zu den Gipfeln empor.

Jella hörte, daß hinter ihr gesprochen wurde, aber sie kehrte sich nicht daran. Erst als es mit einem Male so still wurde, als hätte man das Stimmengewirr mit dem Messer entzweigesehritten, wandte sie sich beunruhigt um. Ihr zerschliffener Rock verwickelte sich zwischen ihre Füße.

Die Bursche standen in einer Gruppe unter einem vertrockneten Baum. Alle blickten zu ihr hin. Jetzt erst sah sie, daß sich unter ihnen auch Davorin befand. Unwillkürlich ließ sie den an der Hüfte gerafften Rock tiefer hinab.

Davorins Hals war purpurn, die Adern daran waren dick angeschwollen und unter seinen Augen glühten zwei rote Flecken, als habe sich dort sein Blut entzündet.

Jella starrte ihn wie gelähmt an, dann wandte sie sich den übrigen Burschen zu, aber auch aus deren wild veränderten Gesichtern blickten ihr Davorins Augen entgegen, schreckhaft und voll der fürchterlichen Macht tierischer Kraft. Sie erbleichte. Mit einem Male begriff sie alles. Ihre Augen weiteten sich und ein furchtbares Grauen überkam sie; als ob das Schicksal ihrer Mutter nun unerbittlich auf sie zukäme. Sie hatte das Gefühl, als verliere ihr Körper seine Freiheit. Unsichtbare Kräfte griffen nach ihr. Es gab keine Rettung. Die Gefahr trieb durch die Luft auf sie zu und versperrte ihr jeden Weg. Beugend duckte sie sich nieder, wie ein Reh, das die Wölfe umzingeln.

Davorin sagte etwas, was sie nicht verstand. Dennoch schüttelte sie angewidert den Kopf.

— Also du willst nicht? — brüllte der Bursche. Aber wir wollen! Und er winkte den übrigen, so wie man Hunde auf eine sichere Beute hegt.

— Schurke! schrie Jella mit lebloser Stimme. Sie griff mit beiden Händen in die Luft, als sei sie ins Herz getroffen, dann begann sie hoffnungslos, verzweifelt zu laufen. Davorin und die anderen stürmten in großen Sprüngen über die Rodung ihr nach. Sie waren wie ein einziges, vielköpfiges schnaubendes Tier, das die halbtote Jagdbeute verfolgt.

Jella wußte nicht mehr, wohin sie laufe, sie lief nur immer weiter in den Wald hinein. Lautes Fluchen drang ihr nach. Einer war hingefallen. Ein anderer glitt aus und kollerte den Abhang hinab. Tausend schnellten die Fichtenzweige hinter den durchstürmenden Menschen zurück . . . Der Wald lichtete sich. Zwischen wilden Erdschrunken griffen Felsen in die Luft.

Dornige Zweige rissen Jellas Gesicht blutig. Ihr Rock flatterte, das Hemd hing zerlegt an den Schultern herab. Sie fiel in die Knie — aber schon war sie wieder auf und rannte weiter, höher, immer höher. Rings um sie sanken die Wälder, die Steine, die Büsche in die Tiefe. Das Tal, die Rodung, die erschrocken springenden Ziegen, die rasenden Männergestalten zwischen den Bäumen — alles verschwamm mehr und mehr zu einem nebeligen Gewirr. Plötzlich erstarrten ihre Pupillen. Bisher war sie blind, bewußtlos immer weiter, immer höher gerannt — nun erkannte sie mit einem Male die Gegend. Das war die große, furchtbare Steinwüste über dem Walde . . . Die kleine Wiese . . . das violette Heidekraut . . . Und nun fiel ihr der Abgrund ein, und die junge Tanne, die, vom Blitz getroffen, als Brücke über ihm lag. Sie änderte die Richtung. Halb ohnmächtig vor Entsetzen kletterte

sie auf allen Vieren eilig immer höher, und zwischendurch schleuderte sie mit zitternder Hand die Steine hinter sich, die sich unter ihrem Griff lockerten. Drohend drang das Gebrüll der Bursche zur Höhe. Immer dichter wurde der Steinhagel, den sie niedersandte.

Sie hatte den Abgrund erreicht. Die niedergebroschene Lanne langte mit ihrer Spitze nur knapp über den jenseitigen Rand. Die abgestorbenen Äste, die in die Tiefe starrten, zitterten gespenstisch im Winde.

Das Geschrei der Bursche erklang schon ganz nahe. Davorins roter Kopf erschien über dem Abhang. Plötzlich aber blieb er wie festgewurzelt stehen.

Zella hatte sich vorgebeugt, sich lang über dem versengten Stamm ausgestreckt — und kroch langsam mit offenen Augen über die grausige Tiefe. Die Lanne knarrte . . . der Stamm bog sich, es schien, als wolle er sie in den Schlund fallen lassen — — nun aber stand sie drüben und mit neu erwachter Kraft stieß sie mit dem Fuße nach dem Stamme. Die Spitze brach ab, die Lanne fauchte krachend in die Tiefe. Unten gab es einen plätschernden Laut und aus dem Unsichtbaren drang wieder das Rauschen unterirdischer Bergwasser empor.

Jella hob den Kopf. Nun konnte ihr keiner mehr folgen. Mit geballten Fäusten sah sie hinüber — zerrissen, verwundet und wild. Sie hörte nichts vom Pochen ihres Blutes. Es war ihr, als stiegen ihr Blasen in den Augen auf. Um das Herz herum, im Halse, in den Hüften bebte und zitterte etwas in ihr. Und wieder begann sie wie besessen zu laufen.

Erst jetzt hatten die Bursche die Höhe erklommen. In ohnmächtiger Wut über ihre Niederlage, schleuderten sie Jella Steine nach. Rohes Gebrüll zerriß das rätselhafte Rauschen des Waldes und Jellas unberührte Felsen mußten das Echo schmutziger Worte wiedergeben. Dann, als ob die Gegend mit einem Male alles vergessen habe, ward die Stille noch tiefer und reiner.

Jella kam in einen fremden Wald. Hier war sie noch nie gewesen. Wie eine rötliche Matte, breiteten sich unter den Baumriesen die dicken Schichten toter Tannennadeln aus. An der Nordseite der Stämme wuchs Moos. In schiefen Goldstreifen zog das Sonnenlicht über den Boden und friedlich huschten die Schatten der hoch vorbeisiegenden Vögel darüber hin. Jella blieb stehen. So unendlich war die Stille hier, daß sie hören konnte, wie an den Rinden leise das Harz niedertropfte.

Unruhig sog sie den warmen Waldduft ein. Zwischen den Bäumen fand sie einen Fußpfad — dann öffnete sich der Wald. Ein weißer Querbalken vertrat ihr den Weg. Jenseits liefen auf einem steilen Damm zwei dunkle Linien in die Weite. Wo die Sonne auf sie schien, glänzten sie wie Sensenklingen. Forschend, mißtrauisch streckte Zella den Kopf vor. Den Damm entlang grüntem aus der Tiefe die Spitzen von Tannenbäumen empor. Diesseits, vor dem dunklen Umriss des Waldes stand ein kleines Haus. Drei krumme Bäume, ein Zaun, eine Bank. Auf der Bank saß ein Mann und rauchte seine Pfeife. Als er Zella gewahr wurde, nahm er die Pfeife aus dem Munde und winkte ihr mit dem Rohr.

Zella war in diesem Augenblick so genügsam, daß sie in dieser gleichgültigen Bewegung Ruf und Schutz, alles sah, was gut war, und wonach sie sich sehnte. Wieder begann sie zu laufen, schneller und schneller, jenem Mann entgegen. So wie sie bei ihm angelangt war, wandte sie sich noch einmal erschauernd nach rückwärts, dann fiel sie auf die Bank nieder. Kraftlos lehnte der Kopf an der Mauer. Sie vermochte die Augen nicht offen zu halten.

Als sie endlich aufblickte, stand der Mann vor ihr und sah sie ernst an. Er sprach kein Wort,

er fragte nichts, dennoch fühlte Zella sein Mitleid. Und da stieg jenes unaussprechliche Weh in ihr auf, das man nur über sich selbst zu empfinden vermag. Ihre magere, kleine Schulter schlug gegen die Mauer. Ohne daß sie es wußte, rannen die Tränen über ihr rührend junges Gesicht.

Der Mann schien sich seiner Unbeholfenheit zu schämen. Er wußte bestimmt, daß dieses Mädchen leide. Warum also starrte er sie bloß an, statt etwas zu tun? Er wandte sich ab und zerstampfte ungeschickt eine Erdscholle mit dem Stiefelabsatz. Dabei dachte er fortwährend, daß er irgend etwas unternehmen müsse. Aber was? Es fiel ihm nichts ein. So klopfte er denn seine Pfeife aus, obwohl sie noch brannte und ging ins Haus hinein. Nach einer Weile brachte er Brot und einen Topf saure Milch. Als er beides auf die Bank niederstellte, beugte er sich ganz nahe zu Zella herab. Er vernahm ihr keuchendes Atmen. Er sah ihre zerkratzte Stirn, und um das langsam hervorsickernde Blut fortzuwischen, fuhr er mit seiner derben Hand links über ihr Gesicht. Plötzlich war ihm leichter. Auf einmal fiel ihm ein, daß er nun getan hatte, was er schon vorhin tun wollte. Zella fuhr zusammen. So hatte nur die Mutter sie einst gestreichelt — vor langer Zeit, als sie noch ein Kind war. Dank-

bar hob sie die müden, eingefallenen Augen zu dem fremden Mann empor.

Er war nicht mehr jung und über seiner hageren Brust war die blaugestreifte Leinenbluse ganz schlaff. Unter seiner Kappe sah ergrauendes Haar hervor. Sein Gesicht war klein und vertrocknet. Nur auf dem Kinn sproßte ein wenig Bart. Neben dem Mund fuhren zwei leichte Furchen nieder, die wohl das viele Schweigen gegraben hatte.

Jella atmete freier. Die wuterfüllte Bitterkeit, die ihr Inneres aufwühlte, legte sich langsam unter dem Blick der guten grauen Augen dieses fremden Mannes. Fast unwillkürlich begann sie zu sprechen. Erst stoßend, unverständlich, dann heftig und anklagend, und während sie sprach, zerfloß langsam all der wirre Schrecken in ihr. Alles wurde einfacher. Es war nichts weiter geschehen, als daß man ihre Mutter verjagt hatte — das andere war dann von selbst gekommen. Es war ihr, als sei sie bis jetzt über schlammigen Boden, durch finsternes Dickicht gegangen und nun scheine die Sonne über eine Lichtung, von der sie ganz ohne Furcht nach rückwärts blickte. Ihr Fuß war schneller gewesen als die Gefahr. Wenn Davorin sie eingeholt hätte — sie hätte ihn vielleicht mit sich in den Abgrund

gerissen; da er sie aber nicht ereilte, verachtete sie ihn . . . So ungewohnt wohlthuend war es sprechen zu können und zu wissen, daß jemand zuhöre. Sie sah sich um. Ihr Auge trank sich mit Wärme voll und glänzte wieder. Langsam begann sie mit dem Fuße zu schlenkern.

— Schön hast du's hier.

Der Mann lächelte und schob den Milchtopf näher zu ihr hin. Sie trank die Milch aus. Dann erhob sie sich. Der andere sah ihren Bewegungen ganz so zu, wie es die kleine Ziege zu tun pflegte, wenn sie abends auseinandergingen. Nun erst fiel ihr wieder ihre Herde ein.

Der Mann wußte nicht, wie er sie zum Bleiben bewegen sollte.

— Komm ins Haus hinein — sagte er verlegen. Ich hab' eine schöne Madonna unter einer Glasglocke. Auch einen Hund aus Marmor habe ich. Ich zeige dir alles. Während er sprach, überkam ihn eine Ahnung, daß es noch einsamer bei ihm sein werde, wenn das Mädchen fortginge.

Tella sah nach den verblassenden Sonnenflecken unter den Bäumen.

— Ein anderes Mal. Es ist schon spät.

— Du kommst also wieder?

Tella reckte sich hoch auf und begann zu lachen.

Sie schritten beide dem Walde zu. Als sie den Damm überstiegen, wies Zella auf die zwei schwarzen Linien auf dem Boden:

— Was ist das?

— Schienen. Auf denen läuft der Zug.

Es fiel ihr ein, daß sie im Dorfe davon schon einmal etwas gehört hatte.

— Und was machst du da?

— Ich bin Bahnwächter.

Das interessierte sie nun wieder nicht. Sie hätte lieber gewußt, wie so ein Zug aussehe und woher er käme.

Die Erklärungen, die ihr der Mann gab, verwirrten ihre unklaren Vorstellungen noch mehr.

— Sag', kommt der Zug auch von jenseits der Berge?

Er nickte.

— Von der Pusta?

— Ja, auch von dort.

— Dann mag ich ihn nicht.

— Warum magst du ihn dann nicht? Ich glaube, auch mein Großvater kam von dort her. Mein Großvater war ein Ungar.

Zella blieb stehen. Nachdenklich sah sie zu Boden.

— Der Herr Pfarrer sagt, daß die Ungarn blutgierige, wilde Hunde sind.

Der Mann begann zu lachen. Zwischendurch hustete er, so daß er ganz rot wurde.

— Aber du bist nicht so — meinte Zella halblaut, als müsse sie etwas gutmachen.

— Du bist viel besser als der Herr Pfarrer . . . Nicht wahr, du heißt Cyrill.

Wieder mußte der Mann lachen und leise husten.

— Warum glaubst du das?

— Ich weiß nicht. Ich glaubte nur so. Cyrill — das paßt zu dir.

— Nein, ich heiße Peter Balog . . . Man nennt mich den alten Peter.

— Den alten . . . ?

— Ich diene hier schon zweiundzwanzig Jahre. Ich hab' noch den großen Pflaumenbaum dort gesetzt. Und wie heißt du?

— Zella.

— Zella — wiederholte der andere langsam, als wolle er sich den Namen gut einprägen. Dabei zog er die Uhr aus der Tasche. Es war eine plumpe Silberuhr an einer Spagatschnur. Sie saß in einem abgewegten Lederbeutel. Aber bei Zella weckte sie ehrfürchtige Bewunderung.

— Wie reich du bist. Auch dein Haus ist schön. Hast du auch eine Kuh?

— Zwei.

— Und Ziegen?

— Drei.

Tella schlug die Hände zusammen.

— Du bist wirklich reich.

Der Mann lächelte eigentümlich und sah auf die Uhr.

— Ich muß zurück. Der Zug . . .

Tella wurde neugierig.

— Kommt er jetzt? . . . Und wohin fährt dein Zug?

— Hinunter ans Meer.

— Ans Meer? Sie dachte an ihre Mutter und nun hätte sie den Zug gern gesehen, weil er dort hin fuhr, wo die Mutter war.

— Ich komme wieder, sagte sie, als sie schieden.

Sie hatte weit zu wandern, um den großen Abgrund zu umgehen. In der Nähe der Rodung stieß sie wieder auf ihre Ziegen. An den Hängen wuchs bereits das Dunkel. Als sie zum Dorf hinab blickte, das in verschwommenem Weiß unten dalag, wurde ihre Seele wieder hart. Nun empfand sie aufs neue, daß sie allein war. Die Ruhe, die sie von oben mitgebracht hatte, war verweht, und wieder fühlte sie, daß sie und die Berge zusammengehören. Auch in ihr brausten wilde Bäche, die

sie selbst mit sich rissen; auch in ihr lagen Steine, große, schwere Steine, mit denen sie alle erschlagen konnte, die ihr und der Mutter ein Leid angetan.

9.

Unter der Felswand standen zwei Menschen an den Schienen. Aus dem Tunnel kam ersticktes Reuchen. Dann ein knatterndes Echo, als ob das Berginnere von tausend Hämmern getroffen würde. Plötzlich klappte eine Wunde durch die Finsternis. Heranrasende rote Flecke entstanden darin und zwei blutige Bänder stürzten voraus über die Schienen.

Donnernd brauste der Zug an den kleinen Wächterhäuschen vorbei. Die Lichtfelder seiner Fenster huschten über die menschlichen Gestalten, die im Dampf verschwanden. Die Erde und die Luft erzitterten. Flammendurchzüngelter Rauch steckte die Nacht in Brand.

Bei der Kurve bohrte sich der Zug wieder in einen Tunnel. Dann verschwand er. Sein zurückgebliebener ausgefühlter Dampf kroch unterwürfig aus dem Bergloch und schwebte über den Abgründen. Vom Damme rollte in eiligen Sprüngen ein Kiesel zur Tiefe.

Stille. Zwischen den Steinen lebten wieder bloß zwei Menschen.

Als ob die Kraft, die durch die stumme Erstarrtheit hindurchgebraust war, auch sie aufgerüttelt hätte, bewegten sich in ihren Händen die Signallampen. In dieser lautlosen Sprache fragten und antworteten sie einander über die Ferne hinweg. In dieser endlosen Verlassenheit war einer auf den anderen angewiesen. Dort oben in der Höhe schoben die zwei Tunnels die Wächterhäuschen näher aneinander. Außer ihnen war nichts da, als tote, weiße Felsen, kalte Abgründe, graue Steinfelder. Darüber lebte nur der rauschende Wald. Jenseits der Tunnels hörte ihre Welt auf. Hier aber war ihnen alles wohl vertraut: die vom Blitz gestreifte Telegraphenstange, die rotfleckigen Weichenhölzer an der Kurve und dort am Wasserlauf die Verbindungsschraube, die leichter locker wurde als die anderen. Auch gegenseitig kannten sie sich so gut, wie die Schienenschrauben und jeder wußte genau, was der andere im nächsten Augenblick sagen werde.

Der eine hatte Frau und Kind und sehnte sich fort von hier. Der andere lebte allein in dem kleinen Häuschen unter dem Pflaumenbaum, den er vor zweiundzwanzig Jahren selbst gepflanzt hatte,

Jetzt ging er ins Haus hinein. Die niedergeschraubte Petroleumlampe verbreitete stickigen Dunst. So setzte er sich denn auf die Schwelle, und er wußte selbst nicht wie so, er dachte wieder an Zella. Nein, so konnte man nicht leben . . .

Seit das Mädchen aus dem Walde zum ersten Male zu ihm gekommen war, war der Sommer vergangen. Seither hatte er sie oft am Bahndamme erwartet und er hatte so spähend und unverwandt durch die Bäume zur Tiefe hinabgesehen, daß ihm die Augen tránten und daß die Pfeife ausging. Er bemerkte es aber nicht und zog weiter, als ob sie brenne. Zella war noch tief im Thal unten, ihr Gesang aber eilte ihr voran zur Höhe hinauf. Ihre Stimme war so jung und frisch, als wäre sie durch klingende Bergquellen, tauige Wälder geriefelt. Dann kam sie mit ihren Ziegen aus dem Walde hervor und lachte. Ihre Lippen waren feucht, ihre Zähne weiß. Das Haar glänzte wirr um den kleinen Kopf und auf ihrem Antlitz glühte das Gold des Sonnenstrahls, der sie eben traf.

Oftmals war sie so gekommen. Anfangs wußte Peter gar nicht, daß er sie erwarte; erst später, als er an gar nichts anderes mehr denken konnte, wurde es ihm klar. Und so oft sie sich trafen, wollte er ihr allemal etwas sagen. Wenn es aber soweit

war, daß er sprechen sollte, kam ihm nichts über die Lippen, als ein Seufzer.

Blieb er dann wieder allein, so sah er oft auf die Uhr und war ärgerlicher Laune.

Einmal, als die Weißdornbüsche noch leuchteten, steckte sie sich eine Menge der roten Beeren ins Haar. Peter sah den wilden Kranz auf ihrem Kopfe lächelnd an und fragte sie dann, ob sie wohl Lust hätte, zu heiraten. Es war ihm so ganz unversehens herausgefahren und er erschrak fast darüber, seinen Gedanken nun laut zu vernehmen.

Zella sah nach dem Abgrund, in die Richtung des Dorfes und ihr Auge wurde finster. Sie dachte an Davorin.

— Niemals — sagte sie. Jetzt nie mehr. Peter fand kein zweites Mal den Mut, hievon zu sprechen und wenn er manchmal das Gefühl hatte, daß sein Blut durch die Augen hindurch Zella entgegenströmen müsse, so wandte er den Kopf weg. Er wollte nicht, daß sie auch ihn so hasse, wie jene Dorfbursche, vor denen sie zu ihm geflohen war.

Zella sprach ihm oft von ihrer Mutter und von den Bergen. Sie saß oben auf der Stange der Rampe und ließ ihre Beine über die Blumen hinbaumeln. Das tat sie immer, wenn sie gut gelaunt war. Im herben Bergwind flatterte ihr Haar.

Peter saß vor ihr auf einem Steine. Er hörte nicht recht hin, doch er vernahm ihre Stimme.

— Komm einmal mit mir auf den Tavorje hinauf. Ich zeig' dir, wo die Schneerosen wachsen.

Ihm aber kroch die Müdigkeit ins Kreuz, wenn er bloß zu dem hohen Berg hinaufblickte. Unwillkürlich begann er ganz still seine Jahre zu zählen. Es waren ihrer viele — dreimal so viel, als Zella gesehen hatte. Auf einmal fühlte er jede einzelne der Furchen auf seinem Gesicht, und sie drückten ihn schwer.

Er schwieg und wußte, daß er sich von selbst niemals getrauen werde, davon zu sprechen, woran er doch ununterbrochen dachte.

Zella wandte den Kopf und sah auf ihn herab. Es schien, als sei die blaue Bluse über seiner Brust noch schlaffer. Er hustelte, auch wenn er nicht lachte.

— Bist du krank?

— Ich glaube . . .

— Wie — weißt du's nicht?

— Woher soll ich es wissen?

Zella verstand ihn nicht. Sie kam gern zum Wächterhaus herauf, weil das Dorf hinter den Bergen verschwand, und weil sie hier von allem sprechen konnte, was ihr durch den Kopf ging.

Und dann sah sie hier manchmal den Zug, der nach dem Meere ihrer Mutter lief.

Unten im Dorfe sprach sie mit niemandem. Nur einmal war sie vor dem Wirtshaus mit Dusan, dem Bären, stehen geblieben. Auch die Bursche mieden sie von nun an, als ob sie sie fürchteten. Als Zella das merkte, wurde sie kühner. Davorin sah sie fast nie, und wenn er ihr manchmal einfiel, so dachte sie an ihn wie an eine Gefahr, die sie einmal hätte lieben können, die vorbei war, die sie nun verlachte.

Im Dorfe gab es Hochzeit. Die Wangen Zorkas, der Wirtstochter, waren noch röther als sonst und Davorin stampfte in so engen Stiefeln umher, daß er ganz bleich wurde. Vor der Kirche wandte Zella nicht einmal den Kopf, um ihnen nachzusehen.

Davorin hatte sich vollgetrunken und kreischte Zellas Namen. Zorka weinte draußen vor der Schwelle und ließ sich von den Frauen trösten. Dann aber kam alles in Ordnung und Zella war dem Dorfe nun noch mehr entfremdet. Sie war wie ein wandernder Strauch, der in niemandes Garten gehört.

Sie hatte nur den alten Peter und ihre Ziegen lieb; sie liebte den Mann und die Tiere mit gleicher Zärtlichkeit. Manchmal hätte sie ihr Gesicht gern an

die knochige Wange des Alten gerieben, doch so oft sie sich ihm zubeugte, zog er sich unbegreiflich zurück, als sei er ihr böse.

Schweigend gingen sie den Damm entlang. Zella voran, Peter hinter ihr. Raschelnd jagte der Wind die welken Blätter durch das Gras. Im Walde brauste der Herbst. Zella dachte an den Winter. Plötzlich blieb sie stehen und wartete, bis Peter neben ihr war.

— Wenn einmal hoher Schnee gefallen ist, dann komme ich lange nicht zurück.

Ganz unbewußt beugte sie sich so nahe zu ihm hin, daß er in der kalten Luft ihren warmen Atem fühlte.

Er trat zurück und biß die Zähne zusammen, daß das Pfeifenrohr krachte.

Als sie den Wald erreicht hatten, blieben sie wieder stehen. Zella brach ein Stück Tannenrinde herab und warf es zerstreut in die Luft. Dann lachte sie schmollend:

— Auch morgen komme ich nicht . . . — Sie wollte sich bitten lassen.

— Du sollst auch nicht kommen, — sagte der andere dumpf. Betroffen sah ihn Zella an. Peters Gesicht blieb ernst und starr, nur sein Mund bebte.

— Was ist dir?

Er gab keine Antwort. Ein trotziger Zorn war in ihr aufgestiegen, als habe sie jemand gekränkt.

— Ich soll also niemals wiederkommen?

— Niemals, — gab er verzweifelt zurück. Er wollte etwas anderes, etwas ganz anderes sagen, aber es fiel ihm nichts ein. Erschrocken streckte er die Hand aus, als wollte er das unglückliche Wort ergreifen, zurücknehmen. Zella aber stieß ihn unwillig von sich, dann ging sie fort, ohne sich auch nur einmal umzusehen.

Trockenen Auges, unbeweglich blieb der alte Peter neben der alten Tanne stehen, an deren Stamm die Wunde klappte, die Zella mit unbewußter Hand in die Rinde gerissen; der Baum zeigte seine frische Wunde, die des Mannes war unsichtbar . . .

Der Wind surrte in den Telegraphendrähten und trieb den Klang der Signalglocken in die Tiefe.

Zella setzte sich auf einen Stein und schüttelte traurig den Kopf. Sie verstand nicht recht, was geschehen war; dennoch wunderte sie sich kaum darüber. Sie war es schon so lange gewöhnt, daß alles anders kam, als sie es erwartet hatte. Das Ganze war so unbegreiflich, auch die Menschen, auch das Leben . . . Nun war sie wieder allein auf der Welt.

Sags darauf ging sie, um ihren Vater zu suchen. Vielleicht wußte der etwas von der Mutter.

Die Ziegen ließ sie in der Obhut der einfältigen Lizinka, der Tochter des Küsters:

— Gib gut acht auf sie!

Sie schenkte ihr den kleinen, zerbrochenen Topf, in dem die Mutter die Streichhölzer zu verwahren pflegte und auch einen Bindfaden, der von dem letzten Netz übrig geblieben war. Dann machte sie sich lange vor Tagesanbruch auf den Weg.

Das Dorf lag blau im Morgenlichte da, das Gras unter ihren Füßen war naß und kalt.

In diesem Jahre arbeiteten die Kohlenbrenner in einem Talkessel am Abhange des Kisinjak. Über dem großen verwilderten Dickicht stieg unablässig der Rauch auf und der Urwald roch weithin danach. Im Herbst entvölkerte sich der Wald allmählich. Auf den kleinen Lichtungen standen die aus Zweigen zusammengefügtten Hütten verlassen da und der Wind ließ das trockene Laub ihrer dürrn Zweige erzittern.

Die meisten Kohlenbrenner waren bereits nach Slawonien zum Flößen gegangen, nur Jovan Zura hatte dort am Kisinjak noch verspätete Arbeit. Das

aufeinandergehäufte Holz verkohlte bei dem nassen Wetter langsam. Die Nächte waren schon kalt.

Seine Hütte stand unter alten Buchen inmitten manns hoher Jarrenkräuter. Nahe dabei gab es eine Quelle, der trübes Wasser entsickerte. Hier war der Waldgrund selbst im wärmsten Sommer durchnäßt und weich. Im tiefen, grünen Schatten summten die Gelsen. Aus den Seitenlöchern des Meilers quoll unaufhörlich Rauch hervor.

Jovan Zura saß auf der Schwelle seiner Hütte, als Zella durch das wilde Dickicht hindurch seiner ansichtig wurde. Er sah sie nicht. Stumpf starrte er vor sich hin, stierte mit dem nackten Fuß in dem lehmigen Erdreich umher und von Zeit zu Zeit spuckte er in die Luft, als habe er sich soeben zu etwas Großem entschlossen. Sein Gesicht war vom Kohlenstaub ganz schwarz, die Unterlippe hing, als sei sie zu schwer, herab, so daß die untere Zahnreihe stets hervorblickte. Plötzlich ließ er davon ab, den Boden mit dem Fuß aufzuwühlen. Über den Busch hinweg war sein Blick den Augen Zellas begegnet. Er sah sie erst fest an, dann sprang er mit einem Gluche auf. Zella schien es, als rufe er etwas hinter sich in die Hütte hinein, dann schrie er sie kurzatmig an:

— Was suchst du hier?

Das Mädchen begriff auf einmal nicht mehr, weshalb sie so weit gelaufen war. Ihr Herz wurde schwer und feindselig. Und während ihre unbewußten, wirr kreisenden Gedanken eine verschwommene Empfindung suchten, an die sie sich nicht recht zu erinnern vermochte, sahen ihre Augen unverwandt nach der Hütte hin.

Dann schlüpfte sie durch das Gebüsch und sagte mit erstickender Stimme, immer noch ein wenig hoffend:

— Ich suche die Mutter . . .

Jovan Zura stieß wieder einen Fluch aus und Zella begriff, daß die Mutter nicht da sei. Ihre beiden Hände öffneten sich, als ob sie das letzte Stück Brot fallen ließen.

Aus der Hütte erklang ein eigentümliches, flirrendes Geräusch. Zella richtete sich plötzlich hoch auf. Ihr Kopf streckte sich weit nach vorn und ehe es der Vater hindern konnte, war sie über die Schwelle gestürzt.

— Mutter! rief sie, so wie Kinder rufen, vor denen man sich vergebens versteckt. Ich wußte ja . . . Dann hielt sie erschrocken inne. Im Dämmer des Herdwinkels bewegte sich ein verfetteter, schwerfälliger Körper. Das war nicht ihre Mutter. Das war ein fremdes Weib. Sie sahen sich wortlos

und herausfordernd an, bis Jovan dazwischen trat. Er flüsterte der Frau etwas zu, worauf sie frech zu lachen begann. Tellas Augen füllten sich mit Tränen. Sie erinnerte sich daran, wie ihr Vater die Mutter geprügelt hatte und sie auf den Speicher geflüchtet war, weil sie es nicht mit ansehen konnte. Ob er wohl diese da auch prügelt? Sie hätte es gern gesehen. Das Weib hatte einen weichen Rücken und ihre Hüften erzitterten bei jeder Bewegung. Die muß gut zu prügeln sein, dachte Tella. So mit der Faust . . . lange . . .

Als Jovan sich umwandte, blickte er das Mädchen nicht an, sondern drehte verlegen den Kopf und setzte sich wieder auf die Schwelle. Von dort erst fragte er nach rückwärts:

— Bist du hungrig?

Tella stellte sich ihrem Vater gegenüber.

Er brummte mißgelaunt:

— Was glogst du mich denn so an? Ich kann doch hier im Walde nicht ewig ohne Frau leben? Seine Stimme klang, als sei seine Kehle ein Sägewerk.

Tella hörte nicht was er sagte. Immer ging ihr noch der eine Gedanke durch den Kopf.

— Hast du sie schon geschlagen? fragte sie und ihr Auge flammte vor Haß.

Jovan Zura öffnete seinen Mund noch weiter:
Von wem sprichst du?

— Von ihr. Zella wies mit dem Kinn nach
der Hütte.

Ihm schien irgendeine Erinnerung aufzugehen.
Gereizt stieß er seinen Fuß in das aufgeweichte
Erdreich. Das schlammige Wasser spritzte schwarz
auf seine bis zum Knie aufgestülpte Hose. Dann
erhob er sich und schritt mit großen, schweren
Schritten talwärts. Einen Augenblick später war
er schon im Rauch verschwunden, der wie ge-
schmolzener Morast in dicken Massen den Luft-
löchern des Meilers entquoll.

Das Weib drin hatte nur darauf gewartet. Sie
steckte ihren ungekämmten Kopf zur Hütte heraus.

— Schau daß du fortkommst — sagte sie
langsam, mit wiegenden Hüften —, für drei gibt's
hier nicht genug zu essen.

Voller Ekel sah Zella sie an und trozig erwiderte
sie über die Achsel hinweg:

— Von hier kann mich nur mein Vater fort-
schicken.

— Dein Vater? . . . Er könnte gerade so gut
auch meiner sein. Sie lachte breit und widerlich.
Er war niemals dein Vater. Du gehörst niemandem,
du . . . Deine Mutter schämte sich dir's zu sagen.

Dafür gab sie dem Jovan Geld, dafür duldete sie seine Prügel, damit er schweige. War die dumm...

Sie sprach rasch und abgerissen, und in ihren Augen lag der Ausdruck, mit dem sich hungrige Tiere um das Futter balgen. Zella stand schwindelnd, hilflos da, als hätte sie jemand auf den Kopf geschlagen. In einem Augenblick fiel ihr vieles ein, was Jovan Zura zu ihrer Mutter gesagt hatte, wenn er Geld haben wollte, und er glaubte, daß sie es nicht höre. Wenn dieses Weib hier die Wahrheit spräche? Krampfhaft preßte sie beide Hände an die Brust und rannte dem Manne nach. Unten an dem schwarzen Erdbbruch holte sie ihn ein und vertrat ihm den Weg. Nach Luft ringend schrie sie:

— Ist es wahr, daß du nicht mein Vater bist?

Jovan blickte blöde über den Rauch hinweg, als verfolge sein Blick irgend etwas, was ihm entflohen war. Unter seinen verquollenen Lidern rötete sich das Auge mehr und mehr. Dann brüllte er auf, so laut, daß der ganze Abhang des Risnjak davon widerhallte und begann gegen die Hütte hin zu laufen.

— Sie hat es gesagt! Die dort drin! — schrie ihm Zella nach. — Schlag sie! Schlag sie! Schlag sie auf den Kopf... mit der Faust...

Ihr Herz pochte laut. Dann stürzte sie blind und verstört vor grausamer Wollust und Schmerz in die brausende Dämmerung der Wälder zurück.

11.

Im Dorfe begann man über Zella allerlei zu munkeln. Die Menschen helfen nicht gern, aber sie sehen es gern, wenn man auf sie angewiesen ist. Und sie konnten nicht begreifen, wie es die Tochter der Giacinta anstelle, so ganz einsam unter ihnen zu leben. Es gab solche, die die Liburner Hirten verdächtigten, die Bursche wieder glaubten, daß Dusan etwas mit ihr habe. Aber niemand wußte Bestimmtes. Und Zella schwieg. Jetzt lebte sie ihr früheres Leben nur mehr auf den Bergen oben. Und da sie allein war, wurde sie stark. Manchmal, wenn sie die Augen schloß, erschauerte sie vor sich selbst. In ihrer Seele waren tiefe, wilde Abgründe, und wenn sie an die Menschen dachte, so stieg kalte Finsternis aus ihnen empor. Sie begann den Sturm zu lieben. Sie fürchtete sich nicht mehr, wenn die Täler schwarz wurden. Sie lachte, wenn die Bora im Dorfe die Schindeln unter den schweren Steinen hervorriß. Es war ihr, als gelle ihr eigener Zorn im Pfeifen

des Windes, als reiße sie das Heu von den Schobern, als trüge sie die rote Erde über die Steinmauern davon, als jage sie selbst wie eine wilde Gewalt mit dem blutigen Sturm einher. Wenn dann das Unwetter vorbei war, dann atmete sie leichter . . . Sie hatte sich ausgetobt und blickte mit müden, eingefallenen Augen zu den Bergen empor.

Manchmal war es ihr, als gehe hinter ihrer Schläfe ein Rad um, das sie nicht aufzuhalten vermochte. Sie dachte oft an Peter Balog, an Davorin und auch an Jovan Zura, den sie früher für ihren Vater gehalten hatte. Jetzt freute sie sich darüber, nichts mit ihm zu tun zu haben und ihn offen hassen zu dürfen, ihn und das struppige, schwarze Weib, die ihrethalben Schläge bekam . . . Auch an die Pusta dachte sie oft. Sie stellte sich vor, daß sich dort die Berge ganz flach niederducken und die Menschen ihnen Fußtritte geben wie kranken Hunden. Denn die Menschen geben jedem Fußtritte, den sie nicht fürchten. Gern wäre Zella auch gefürchtet gewesen.

Manchmal rannte sie auf der Dorfstraße die kleinen Kinder um, die in kurzen Hemdchen umhertrotteten. Am liebsten hätte sie auch die Hütten umgerannt und abends, auf den Höhen, stieß sie

zornig mit dem Fuß nach den durchwärmten Steinen, stampfte den Sonnenschein, bloß weil er auch im Dorfe unten gewesen.

Sie wollte die Sonne nur für die Berge, und die Berge nur für sich. Nur ihr sollte das Echo antworten, nur ihr die Schneerosen blühen. Nur sie sollte wissen, daß unter dem Ziegensteige das Herz des Karstes zerrissen war und daß Gott an seine Stelle ewiges Eis gelegt hatte.

Ihr allein hatten sich alle Geheimnisse der Berge erschlossen. Deshalb gab sie ihnen auch andere Namen als die übrigen Menschen. Der Silberne, das war jener, aus dem die vielen Quellen schossen. Ganz weit in der Ferne gab es die Blauen Berge und die Sternleiter. An der Klammen des Nachts die schönsten Sterne zum Himmel empor.

Gern hätte sie ihren Weg aus der Nähe gesehen. Und einmal machte sie sich mit ihren Ziegen dorthin auf. Aus den Bergen aber brach ein Unwetter herab. Pfeifend jagte der Sturm die Wolken vor sich hin, wie erschreckende Riesentiere stürmten sie den Abhang hinunter. Tella sah ihnen mit wohligem Erschauern entgegen. Die Ziegen umringten sie unruhig, voller Angst. Sie aber fühlte sich stärker als die Tiere und fürchtete sich nicht.

Die Wolken drangen in den Wald. Sie zerrissen sich an den schwarzen Bäumen. Weiter unten sammelten sie sich wieder und stürzten in wirbelnden Schaaren auf das Dorf hinab. Über ihnen entfaltete sich im Sonnenlicht strahlend der Gipfel der Sternleiter, wie die erhobene Monstranz über das kniende Volk.

Das waren Zellas schönste Augenblicke. Da konnte sie alles vergessen. Die Wolken bedeckten das ganze Dorf und niemand konnte dort unten die Berge sehen, die nun ganz allein ihr gehörten.

12.

Giacinta war noch immer nicht heimgekehrt und Zella erwartete sie noch immer. Wenn der Wind welke Blätter gegen das Fenster schleuderte, lief sie oftmals vor die Thür hinaus und des Nachts war es ihr im Halbschlaf oft, als rufe jemand mit ihrer Stimme die Mutter. Am Morgen glaubte sie dann, sie habe von ihr geträumt . . .

Die Abende wurden länger. Zella sah zuweilen angstvoll nach dem Fenster, als kauere im Finstern der Winter auf der Schwelle, als sähe sie seinen Atem auf der trüben, grünlichen Fensterscheibe. Sie dachte an das verschneite Dorf, an die große Stille,

in der dann kein Hund mehr bellte; an die Weidenruten, aus denen zwischen ihren erstarrten Knien langsam ein Korb entstehen werde, und an die endlosen, eisigen Nächte, in denen man nicht schlafen kann, weil einen der Hunger plagt. Immer wieder kehrte ihr Blick zu den losen Ziegeln des Herdes zurück. Wo nur die Mutter so lange bleiben mochte?

Es war Feiertag. Zella kam von den Bergen. An den Abhängen, dort, wo die Sonne noch schien, sammelte sie Schwämme. Auf der Landstraße unten zog ein Hausierer seines Weges. Er fragte sie nach dem Wirtshause. Zella stand ihm Rede — weil er ein Fremder war. Vielleicht wußte er etwas von ihrer Mutter. Aber sie fragte nichts, sie ging stumm neben ihm her und musterte ihn verstohlen. Er mußte von weither kommen; man sah das an seinen Stiefeln. Auf dem Rücken trug er eine schwarze Kiste. Der Tragriemen schnitt ihm unter der Schulter tief in den zerfetzten Rock. Sein Gesicht war von der Anstrengung ganz rot.

Neugierig sah Zella nach der schwarzen Kiste. Als sie das Dorf erreicht hatten, blieb der Mann stehen, lehnte sich gegen einen Erdhügel und ließ den Riemen herab. Er warf seinen Hut ins Gras, kniete auf ihm nieder und öffnete vorsichtig die Verschlüsse. Aus der Kiste kamen Kämme, Schürzen,

Tücher, billige Spiegel, falsche Ohrgehänge hervor. Zella stieg der Geruch des öligen, blaubedruckten Kattuns und der Seife stark in die Nase, doch sie sah nur ein buntes Tuch mit Fransen, das schöner war und greller leuchtete als alles andere. Dieses Tuch stach ihr in die Augen. Nie hatte sie etwas Prachtigeres gesehen und mit einem Male empfand sie heftige Sehnsucht, es zu besigen. Als sie danach griff, blickte sie auf. Vom Brunnen näherten sich in stampfenden, freischenden Gruppen Frauen und Mädchen. Auch Zorka war unter ihnen. Zella lief weiter. Ganz von weitem wandte sie sich noch einmal zurück. Der Hausierer kniete immer noch auf seinem Hut. Schreiend, sich stoßend, umstanden ihn die Mädchen. Zorka hatte das bunte Tuch um die Schultern geworfen und besah sich in einem kleinen Spiegel mit blechernem Rahmen.

Zella dachte an Davorin. Sie hätte seinem Weibe gern etwas Böses zugerufen, und doch ging sie schweigend weiter.

Das Tuch aber wollte ihr nicht aus dem Sinn. Sie erinnerte sich daran, wie sie als Kind bei der Frau des Richters ein solches Tuch gesehen hatte und wie gern sie es wenigstens einmal umgenommen hätte, um damit zu laufen, daß die Fransen im Winde flögen . . . Jedes Mädchen im Dorfe besaß

ein Tuch, nur sie nicht; sie hatte nie etwas be-
fessen . . . Sie stellte sich vor, wie es wäre, wenn
das Tuch ihr gehörte. Dann wollte sie auch in
der größten Hitze nur so in die Kirche gehen, und
wenn der Pfarrer die Hostie emporheben und alle
zu Boden blicken würden — — da würde Davorin
wieder nur sie ansehen. Sie aber wollte ihm den
Rücken kehren; nicht den armseligen Rücken im
Kattunkleid, sondern das bunte, rosenbedruckte Tuch,
und dann ginge sie stolz durch das Dorf und die
vielen Fransen wehten im Winde.

Als sie zu Hause war, hob sie den Ziegel aus
der Seite des Herdes und sah in die rußige Öff-
nung, ob wohl jenes Goldkreuz noch an seinem
Platze sei. Dabei dachte sie wieder an das Tuch.

Gegen Abend setzte sie sich vor die Thür hinaus.
Unbeweglich saß sie da und sah auf die Straße
hinunter. Nach einer guten Weile trat der Hausierer
aus der Wirthshaustür. Jetzt wußte Jella, weshalb
sie so lange frierend auf der Schwelle gekauert hatte.

— Hast du das Tuch noch? — schrie sie ihm
von weitem entgegen.

Der Mann nickte und ging weiter.

— Um wieviel gibst du es?

Er blieb stehen. Mißtrauisch musterte er ihren
abgetragenen Rock.

Sie begannen zu feilschen und allmählich war es Zella, als könne sie ohne das Tuch nicht mehr leben.

— Wir haben ein goldenes Kreuz . . . Sie erschrak, als sie es ausgesprochen hatte und sah sich ängstlich um. Das alles war so schnell gekommen. Der Mann ließ ihr das Tuch, gab ihr noch Geld heraus und trug das goldene Kreuz mit sich.

Zella ging in das Haus und nahm vom Brett, auf dem das Gebetbuch der Mutter lag, den zerbrochenen kleinen Spiegel herab. Sie lehnte ihn an das Fenster und blickte hinein. Das Tuch straffte sich über ihre jungen Brüste. Sie lächelte.

— Jagoda! . . . Jagoda! . . .

Die alte Bettlerin war beim Bache stehen geblieben. Wie vom Wind zurückgetrieben kam sie auf die Hütte zu.

— Komm doch her!

Zella mußte sich irgend wem zeigen.

Die Alte stolperte über die Schwelle und kauerte sich neben das Feuer.

Zella wandte sich lachend zu ihr:

— Bin ich schön?

Jagoda sah von unten an ihr herauf und rieb langsam ihre blauroten Hände.

— Ja, du bist schön — sagte sie leise, — aber mich friert. Ich hab' zu lange nichts Warmes im Magen gehabt.

Zella, die wußte, daß Jagoda unter „Warmem“ nur Brantwein verstand, verzog den Mund.

Die Alte machte eine geringschätzigte Bewegung.

— Was weißt denn du? Gar nichts weißt du. Als der Herrgott die Kälte, den Hunger und das Alter schuf, da schuf er dem Menschen, damit er ihm auch etwas Gutes gebe, den Brantwein. Denn mit dem kann man die Kälte, den Hunger und sogar das Alter vergessen.

Plötzlich fiel ihr Blick auf das Fensterbrett und auf das Geld, das Zella vom Hausierer noch herausbekommen hatte. Sie vermochte die Augen nicht mehr wegzuwenden. Dabei begann sie zu sprechen, aber es klang, als ob sie bettle.

— Woher hast du das Tuch und das Geld da?

Zella war auf diese Frage nicht vorbereitet gewesen.

— Nun, fürcht' dich nicht, Zella . . . Du bist schön, du bist jung . . . und ich kann schweigen. Bedeutungsvoll streckte sie die dürre Hand aus.

Zella gab ihr einen Teil des Geldes, ohne sie anzusehen. In der Tür blieb die Alte stehen.

Sie war gebeugter als sonst. Ihre Hand reichte fast bis zur Schwelle. Mit schiefem Munde lächelte sie:

— Bald kommt deine Mutter zurück.

Erschreckt riß sich Zella das Tuch von der Schulter.

— Woher weißt du es?

Sie wußte nicht recht, was mit ihr geschah. Sie erschrak, als sie von der Mutter hörte, und hatte sich doch eben noch darnach gesehnt, daß sie nach Hause käme. Ganz deutlich erinnerte sie sich daran . . . eben erst . . . als sie Schwämme sammelte . . . Beunruhigt sah sie nach dem untersten Ziegelstein des Herdes. Gott weiß, wie weit der Hausierer bereits war . . . und die Mutter hatte ihr befohlen, gut auf das goldene Kreuz acht zu geben . . . Sie trocknete sich die feuchte Stirn. Warum war das Tuch auch gar so schön? Und warum mußte sie sich so sehr danach sehnen? . . .

Abends, bevor sie einschlief, war es ihr, als erwarte sie die Mutter nicht mehr so ungeduldig, wie sonst. Und von nun an fragte sie sich nie mehr, wo sie denn so lange bliebe . . .

Des Nachts fiel in den Bergen schon Schnee. Der schwere, schwarze Himmel war herabgesunken und nur die weißen Gipfel stützten ihn, damit er nicht ganz auf die Erde niederstürze. Von den Hängen drang der Ton von Herdenglocken durch den Nebel. Die Berghirten zogen mit ihren Tieren talwärts, den Dörfern entgegen. In den Schornsteinen piffte der Wind. Alle Türen blieben geschlossen.

Es war Freitag abends.

Stoßweise peitschte der Regenguß die Erde, wie ihn der Sturm jagte. Zella sah durchs Fenster in das nasse Grau hinaus und dachte an den Sonntag, an die Messe, an das Tuch . . .

Unten auf der Landstraße kämpfte sich eine formlose Gestalt durch das Unwetter. Im Näherkommen erst erkannte man, daß es ein einsames Weib war. Den obersten Rock hatte es über den Kopf geworfen und der Wind schlug ihr die durchnäßten Kleider unaufhörlich um die Füße. Zella mußte, ohne zu wissen weshalb, an ihre Mutter denken. Sie hing den alten zerfetzten Rock vor das Fenster, warf das Tuch in einen Winkel und blieb ganz starr in der Mitte der Stube stehen.

Als ob der Regen nun noch stärker an das Fenster klopfte. Als ob der Wind an der Türe rüttelte. Mit weitgedöfneten Augen stand Zella da. Es schien ihr, als rufe sie jemand mit schwacher Stimme. Langsam, geängstigt wich sie zurück, doch die Stimme folgte ihr bis zum Herde. Jetzt bewegte sich der Kiegel, wie wenn jemand draußen Einlaß begehre. Zella schlug ein Kreuz und öffnete das Fenster. Der kalte Regen fuhr ihr ins Gesicht, der Wind wehte den alten Rock flatternd ins Zimmer hinein.

Auf der Schwelle stand Giacinta.

Als sich ihre Blicke trafen, wich Zella zurück.

— Mutter — ihre Stimme brach. — Mutter...!

Giacinta fiel erschöpft gegen die Wand. Aus den Falten ihres durchnähten Kleides rieselte das Wasser. Das Haar klebte ihr wirr um Stirn und Schläfen, und von tiefen blauen Schatten umrahmt schienen ihre Augen so groß, als reichten sie über das ganze Gesicht.

Zella lehnte sich entsetzt an den Tisch, und ihre Hände klammerten sich krampfhaft an der Platte fest. Sie konnte den Blick nicht von der Mutter wenden... Wie sehr verändert sie war...

— Fürchtest du dich vor mir?

Über das wachsbleiche Gesicht Giacintas rannen müde, zögernde Tränen herab.

— Ich bin krank . . . sehr krank . . .

Dann lag sie auf dem Bett und sprach lange kein Wort. Nur ihre arme, abgezehrte Hand bewegte sich ruhelos über die Decke. Zella machte Feuer an, und dachte dabei, wie gut es wäre, wenn die Zeit rascher verstriche, wenn all das schon weit hinter ihr läge. Einmal hob Giacinta starr den Kopf. Ein dumpfes Röcheln drang aus ihrer Kehle. Dann fiel sie wieder zurück. Dieser fremde, nie gehörte Laut ließ Zellas Blut erstarren. Sie fühlte, daß die Mutter etwas sagen wollte und nicht zu sprechen vermochte.

Wieder wurde es still, so still, daß man nichts hörte als Giacintas schweres Atmen. Draußen lag schwarze Finsternis, und unter der Esse flammte das Feuer mit hellem Schein. Zella saß am Bettrand und starrte verständnislos auf die Brust der Mutter. Seit sie bemerkt hatte, wie seltsam diese sich hob und senkte, konnte sie nicht mehr wegsehen. Zweimal hob sie sich hintereinander — dann lange nicht — dann wieder zweimal. Der Rand von Giacintas Mund war blau und trocken, von der Stirne floß in kleinen Bächen der Schweiß herab. Zella nahm ihren ganzen Mut zusammen und strich

mit der Hand über die furchige Schläfe der Mutter. Da öffnete Giacinta die Augen. Mit regungslosen Pupillen blickte sie sie lange an.

— Armes Kind . . . Ihre Stimme war hohl, und Klang, als käme sie von weit her.

Zella erbehte.

— Mutter . . . willst du etwas?

Giacinta antwortete nicht. Gegen Morgen zu wurde sie wieder unruhig. Ihr Kopf warf sich auf dem Strohsack hin und her, und ihre Finger arbeiteten unablässig, als rafften sie unsichtbare kleine Flaumfedern auf der Decke zusammen.

Zella trocknete ihr wieder die Stirne und gab ihr Wasser. Giacinta trank durstig, doch ohne die Augen zu öffnen. Das Wasser rann mit so eigenartigem Geräusch durch ihre Kehle, als gösse man es in einen ausgetrockneten Trog. Zella beugte sich über sie. Die Lippen Giacintas bewegten sich. Sie begann mit kindlich veränderter Stimme zu sprechen und ihre Mutter zu rufen, in der Sprache, in der sie früher einmal so schön zu singen verstand. Dann betete sie, eilig und unverständlich. Auch Zella betete, und dachte wieder daran, daß doch die Zeit rascher verstreichen möge.

An der Wand drüben löste sich langsam ein blaues Viereck aus der Dunkelheit. Zella aber sah die Morgendämmerung nicht, sie sah bloß den

schwarzen Schatten des Fensterkreuzes, der in der wachsenden Helle wie eine dunkle, leblose Flut immer weiter ins Zimmer hineinfloß, gerade auf das Bett der Mutter zu. Niemals früher hatte es Zella bemerkt, daß der Morgen täglich im Zeichen eines schwarzen Kreuzes ins Haus trat . . .

Unaufhörlich strömte der Regen auf das Dach ein, und der Wind blies durch die Lürriken in die Stube. Alles war grau und traurig, nur in einem Winkel leuchtete ein farbiger Fleck: Zellas Tuch . . . Erstelnd stand sie auf, streckte sich, um ihre erstarrten Glieder wieder in die Gewalt zu bekommen, dann schlich sie auf den Fußspitzen zum Fenster, nahm von dort den zerrissenen Rock herab und warf ihn auf das Tuch. Im Dämmer der Stubenecke blieb sie plötzlich stehen. Jetzt, da sie sich vom Bette der Mutter entfernt hatte, empfand sie eine unerklärliche Angst, wieder zurückzugehen. Ein eisiger Strom rann ihr unter dem Haar über den Kopf und inmitten der lautlosen Stille überkam sie auf einmal die furchtbare Gewißheit, ganz allein zu sein.

Angstzitternd flüchtete sie zum Bette hin.

Ihre Mutter atmete nicht mehr. Und erst jetzt begriff Zella, daß die Mutter vorhin da war, daß sie noch einmal zurückgekommen war, ehe sie für immer fortging.

Am Kreuzwege unter dem Hügel stand ein baufälliges altes Haus. Selbst zur Sommerzeit trugen die Mauern große, feuchte Flecke. Hinter dem Fenster mit den blauen Läden saß tagelang der Totengräber. Er nähte Bundschuhe für die Bauern und hämmerte dazwischen. Er behauptete, daß jeder Mensch nur ein Grab, aber wenigstens zwei Schuhe brauche. Von einem Handwerk allein ließ sich nicht leben. Sein Gesicht blieb stets das gleiche und ob er nun ein Grab schaufelte oder einen Schuh nähte, immer pfiß er dazu. Wenn ihn aber die Straßenkinder Schuhflicker nannten, da wurde er böse. Schon sein Vater und sein Großvater waren Totengräber gewesen. Auch er wollte nichts anderes sein. In solchen Fällen sprang er giftig auf die Straße und drohte den Kindern. Dann setzte er sich wieder an seinen kleinen Tisch auf den niederen Stuhl und von draußen war dann nur die Linie seines gebeugten Rückens sichtbar und manchmal auch seine Hand, wenn sie den Faden in die Luft zog.

Als Tella an jenem trüben, regnerischen Morgen unter seinem Fenster stand, stüßte er pfeifend

zwischen Werkzeugen und Lederstücken. Ohne aufzublicken fragte er:

— Nun, was brauchst du? Schuhe oder ein Grab — und er lachte.

Eine Weile lang wartete er auf die Antwort. Dann sah er das Mädchen an. Und während er blickte, hoben sich langsam die Falten auf seiner Stirne.

— Was ist denn los? Wer denn? . . . Dein Vater . . .? Nein? Na — so weine doch, wenn du mußt!

Jella fiel gegen den Fensterladen und begrub ihr Gesicht in beide Hände.

Der Mann sah ihr unbeweglich zu und seine Hand fuhr nun nicht mehr auf dem Tische umher. Er hörte sogar auf zu pfeifen . . . Eine einzige Frau gab es einst, die ihn lieb gehabt hatte. Wie lange hatte er ihrer nicht mehr gedacht! Als sie starb und er verwaist, allein auf der Welt zurückblieb, hatte er genau dort, wo jetzt Jella stand, am Fensterladen gelehnt und geweint. Er zog den Zipfel des roten Tuches, das er auf dem Kopfe trug, bis an die Nase und führte ihn an die Augen. Dann seufzte er tief und auch er dachte an seine Mutter, die nun an die vierzig Jahre tot war. Er sah über die Schulter Jellas hinweg zum Fenster hinaus. Sach-

verständlich blickte er zu ihren beschmutzten, nackten Füßen hinunter. Er summtte etwas vor sich hin und schritt nach der Zimmerecke, wo auf einer Stange neben gedörrten Fischen und ranzigem Speck einige Paare nagelneuer Bundschuhe hingen. Einen Augenblick lang betastete er sie alle, dann nahm er ein Paar herab, die mit kleinen, roten Lederherzen zierlich geschmückt waren und stellte sie mit einer verlegenen Geste neben Zella auf das Fensterbrett. Dann schloß er rasch, als schäme er sich, das Fenster, nahm Schaufel und Spighacke auf die Schulter und schritt pfeifend nach dem Friedhofe.

Vor der Pfarre blieb Zella wieder stehen, als hielt sie jemand am Rocksaum. Sie wußte, daß sie sich, als sie vom Hause fortging, vorgenommen hatte, auch hier einzukehren.

Im Zimmer des hochwürdigen Herrn wurde schon geheizt. In dem tabakrauchigen warmen Raume schwebte der Geruch des frischgeschauerten Fußbodens. Unwillig blickte der Pfarrer von seiner Zeitung zu Zella auf.

— Du hättest früher kommen müssen . . .

— Mein Gott, ich wußte ja nicht . . .

— Deine Mutter ist so gestorben, wie sie gelebt hat. Ohne die Gnade des Herrn.

Er begann das eine überschlagene Wein langsam

hin und her pendeln zu lassen, als wolle er damit die Glocke läuten. Dabei betrachtete er seine vertretenen, plumpen Stiefel, dachte daran, daß er sich neue machen lassen müsse und wurde übellaunig. So streng, als habe Zella Schuld daran, daß die Stiefel abgetragen waren, wandte er sich dann wieder an sie:

— Das Begräbnis kostet Geld ...

Zella seufzte:

— Dann verkaufe ich die Ziege der Mutter.

Während sie es sagte, preßte sie müde die beiden Bundschuhe an sich, die ihr der Totengräber geschenkt hatte.

— Ich werde für deine Mutter beten, murmelte der Pfarrer in geschäftsmäßigem Tone und las dann seine Zeitung weiter.

15.

In der Kirche läutete es Mittag, als Franjo die Hütte Giacintas betrat. Zella saß beim Fenster. Gleichmütig sah sie zu, wie der Regen durch das Dach ins Zimmer tropfte. Rings um sie herum lag alles noch so, wie gestern abends. Neben dem Kopfe der Toten welkten ein paar

Herbstblumen auf dem Strohsack. In der Ecke meckerte die Ziege.

Mit unbeholfener Behutsamkeit näherte sich Franjo dem traurigen, grauen Bett. Einen Schritt davor blieb er ehrfürchtig stehen und begann seinen durchnähten Hut zu drehen. Zella sah weiter den leise fallenden Tropfen zu. Franjo beugte sich nieder, räusperte sich, maß die Länge der Toten mit einer Schnur und schob dabei verstohlen die Blumen näher zu ihr hin.

— Ich bring' ihr den Sarg — brummte er im Gehen. Den ganzen Tag über war im Dorfe sein Hämmern zu hören. Abends saß er vor seinem Hause und spielte Harmonika.

Zella strich sich langsam über die Stirne, als wollte sie irgend etwas erwecken, was sich schlafend in ihrem Hirn wälzte.

Der Regen hatte aufgehört. Er tropfte nicht mehr in die Stube. Erst jetzt wurde Zella gewahr, daß sie bisher aus Furcht, daß sich ihr Blick auf das Bett verirren könne, den Tropfen zugesehen hatte. Nun suchten ihre angstvollen Augen nach etwas anderem, was sie fesseln könnte. Die Zeit verstrich. Zellas Blick griff nach der Reisigflamme, die auf dem Herde flackerte, folgte ihrem Zucken auf die Wand und auf die Leiter, die nach dem

Boden führte. Von der Decke hingen durch die Ritzen der Bretter Heufäden herunter. Sie erzitterten von Zeit zu Zeit, als ob jemand oben auf dem Boden umherginge. Zella begriff nicht, wie sie imstande war, an die Regentropfen, an das Feuer, an das Heu zu denken, nur daran nicht, daß ihre Mutter dort tot auf dem Bette lag. Ihre Augen schmerzten sie, so trocken waren sie und es war ihr, als sei ihr Herz in der Brust ganz hart. Sollten wirklich Steine darin sein? Und jetzt unwillkürlich sah sie nach dem Bette hin.

Eine kalte, starre Stille strömte von dort durch die Stube. Eine Stille, wie Zella sie bisher nie gekannt hatte, denn niemals hatte sie jemanden sterben gesehen. Auch im Friedhose war sie nur gewesen, wenn dort die Blumen blühten und goldene Hummeln über die Gräber schwirrten. Doch dieser Tod auf dem Bette dort, das war ein ganz anderer. Es schien ihr, als ob sich ihre Mutter noch länger ausgestreckt hätte und größer geworden sei. Mit schwerer, lebloser Wucht drückte der Körper auf den Strohsack. Das durchscheinende Gesicht war unendlich ernst und hatte einen fremden Ausdruck. Um den Mund liefen kreuzweise dunkle Linien und es sah aus, als wundere sich die Tote über irgend etwas.

Jella sah die Leiche wie einer Pflicht gehorchend lange an, aber sie erkannte sie kaum und vermochte nicht zu weinen. Ihr Blick glitt langsam und mechanisch weiter.

In der höhlenartigen Vertiefung des Herdes hingen an einem Nagel zwei Holzlöffel. Aus dem einen war ein kleines Stück herausgebrochen, das war der Löffel der Mutter. Wie oft hatte sie ihn zwischen ihren weißen Zähnen gesehen, wenn das warme Essen vor ihren Lippen dampfte. Das wird sie nun niemals wieder sehen . . . Plötzlich schoß ihr eine Träne aus dem Auge. Plötzlich begriff sie zwei furchtbare Worte: niemals wieder . . . Der ausgebrochene herrenlose Holzlöffel, mit dem nun niemand essen würde, der war nicht so unbegreiflich, wie das große, ernste Vergehen, das dort über dem Totenbette brütete.

Sie weinte lange und ihren Tränen entströmte die ägende Bitterkeit später Selbstvorwürfe. Woran sie früher nie zu denken gewagt, dessen klagte sie sich nun an. Sie gestand sich, daß sie die Mutter schon lange nicht mehr zurück erwartet hatte. Sie hatte sie gefürchtet. Hatte Angst davor gehabt, daß die Mutter sie wegen des goldenen Kreuzes zur Rechenschaft ziehen werde. Deshalb wagte sie ihr, als sie heimgekommen war, nicht in die Augen

zu sehen und nun würde sie niemals wieder in diese Augen sehen können.

Alles war wie früher. Auch das Heimchen, das die Mutter gekannt hatte, zirpte noch, der Regen schlug an die Scheiben und selbst das Feuer war seit gestern nicht ausgegangen . . . Nur die Mutter auf dem Bette atmete nicht mehr.

Niemals wieder — — niemals wieder. Bisher hatte sie nicht gewußt, was das bedeute. Ihre Tränen flossen unaufhaltsam. Sie presste ihre Hände an die Brust, als müsse sie sie halten, damit sie nicht zerspringe. Nun fühlte sie, daß sie zu der Mutter schlecht gewesen, obwohl sie sie doch so sehr geliebt hatte. Warum hatte sie ihr das nicht gesagt, solange sie sich noch dort auf dem Strohsack unruhig hin und her warf. Warum fällt den Menschen alles erst jetzt ein, wenn es zu spät ist? Warum hatte sie nicht ein einziges Mal die arme, arbeitsame Hand ergriffen, die noch in der letzten Stunde nicht zur Ruhe kam. Warum hatte sie immer in die Ecke gestarrt, als die brechenden Augen der Mutter die ihren gesucht hatten?

Verstört blickte sie auch jetzt dorthin . . . Das Tuch . . . das war an allem schuld. Geinetwillen hatte sie die Mutter bestohlen. Sie fühlte, wie ein wildes Schluchzen ihr Inneres durchbehte. Dann

kniete sie neben dem zerdrückten, grauen Bett nieder und als gäbe sie der Mutter nun zurück, was ihr gehörte, breitete sie das grüne Tuch mit den roten Rosen über die Tote.

16.

Zags darauf begrub man Giacinta auf dem kleinen Friedhofs an der Berghalde, wo man jedes Grab aus dem Felsen hauen mußte und wo jeder ein paar Schaufeln Erde zum Begräbnis mitbrachte, um sie als Schollen auf den Sarg zu werfen. Die Erde ist zwischen den großen Bergen selten und sie gibt nur knappes Brot und knappe Schollen.

Traurig weinte die eherne Stimme der Glocke durch das Thal. Als der Sarg über die Schwelle der Hütte wankte, brach die Herbstsonne durch das Gewölk. Die Berge drangen durch den Nebel, feucht und glänzend, als tauchten sie mit Wäldern und Felsen aus der Tiefe eines unermesslichen Sees. Alles funkelte, nur Zellas Augen waren wieder trocken. Der Anblick der Menschen ließ ihre Seele erstarren. Fahlen Angesichts und mit müden Schritten ging sie hinter dem langsam hin und her wiegenden Sarg einher, von dem sie nicht glauben

konnte, daß er die Mutter herge. Alles, was rings vorging, hörte sie nur wie von weitem, wie im Traume. Schwere, hallende Schritte. Erstickte, leise Stimmen: „Wie schön war sie . . .“ „Wie gern sie lebte . . .“ „Wie konnte sie singen . . .“ Die Menschen waren heute alle weicher, milder als sonst. Jeder dachte nur an sich, und als ob sie in dieser Toten dem Tod selbst schmeicheln wollten, damit er sie noch lange verschone, wagten sie nur Gutes von ihr zu sprechen.

Hinten begannen die Weiber zu singen. Die Männer trugen auf dem langen Wege abwechselnd den Sarg. Einen Augenblick dünkte es Zella, als sehe sie auch Davorins Kopf neben dem schwarzen Schragen auftauchen, und auch den Franjos. Es schien ihr aber als suche dessen Kopf mehr die Nähe des Sarges als die der übrigen. Rechts und links schwiegen die grauen Hütten wie erschrocken und die Kirche sah so feierlich auf den letzten Weg Giacintas, als wolle auch sie mit all den Menschen hier vergessen, daß man diejenige, der nun das ganze Dorf entblößten Hauptes folgte, von ihr weggetrieben hatte.

Die Flammen der beiden Kerzen flackerten in der Luft der Wiesen. Aus der dunklen Menge leuchtete das weiße Spitzenhemd des Pfarrers hell dem Friedhofe entgegen. Neben dem offenen Grab

stand, auf seine Spitzhacke gestützt, ein Mann. Die Zipfel seines roten Kopftuches flatterten im Winde.

Tella sah ihn mit trüben Augen an, während er das Vaterunser betete. Warum quält man mich so lange? — dachte sie erschöpft. Wäre doch alles schon vorbei! Als der Sarg in dem Felsloch verschwand und die erste steinige Scholle laut hallend hinabpolterte, vernahm sie wie aus der Ferne einen Schrei. Ihren eigenen Schrei. Jetzt . . . Jetzt erst war in ihrem Bewußtsein die Mutter gestorben. Mit lautem Aufschluchzen durchbrach sie die Stille. Eine derbe Hand faßte sie am Arm und zog sie zurück. Wieder rollten die Steine.

Wie durch einen Nebel hindurch sah sie aus Hüten und Schürzen Erde in das Grab fallen und schon ragte der rötliche Hügel traurig zwischen den Holzkreuzen empor. Auch Zorka hatte ihr Tuch über das Grab geleert; hinter ihr stand Slatka, die sich die Augen wischte und etwas murmelte. Tella verstand sie nicht. Sie mußte immer nur daran denken, daß diese Menschen nun eine Grube ausfüllten, die sie selbst gegraben hatten.

Als Tella mit dem frischen Grabhügel allein geblieben war, da überkam sie der Wunsch, diese verhaßte, von Feinden hergebrachte Erde mit ihren bloßen Händen wegzuscharren. Sie beugte sich

nieder, um ihre Finger hineinzugraben, doch ihre Arme breiteten sich aus und erschöpft sank sie vornüber, als wolle sie durch die Erdschollen hindurch noch einmal die Mutter umarmen . . .

Jenseits der Büsche saß Zagoda allein auf einem verfallenen Grab und nickte.

— Nicht wahr, ich hab' es dir gesagt? Nun, ist sie nicht zurückgekommen? Zella blickte mit abergläubischem Grauen auf die graue, fröstelnde Alte.

— Alles kommt zurück, — flüsterte Zagoda müde, — alles; nur nicht so, wie es die Menschen erwarten. Anders. Ganz anders.

Zella fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht.

— Der Tod ist so furchtbar.

— O nein, das Leben ist furchtbar. Und auch das Sterben, denn das ist noch Leben. Der Tod aber, der ist gut und still.

In Zella bäumte sich einen Augenblick lang das junge Leben gegen diese Worte. Sie fühlte es — dieses eine Mal konnte ihr Zagoda nicht helfen. Die sprach vom Tode, die glich dem Tode. Zella aber suchte etwas ganz anderes. Unwillkürlich hob sich ihr Blick zu den Bergen empor.

Im unendlichen Himmel schienen ihr die Berge unendlich. Und ihr war, als ob sie sie riefen.

Sie schritt auf sie los. Bald verschwand die Straße und der Friedhof wich starr in die Tiefe. Die kleinen Kreuze tauchten zwischen die Erdhügel. Die Häuser streckten sich immer flacher, dann sahen nur noch ihre Dächer aus den Steinen hervor.

Als letzter duckte sich im Tale auch der Kirchturm nieder.

In der Rodung raschelte das harte, rote Heidekraut. Vom Bergabhang kam Zella brausend und grün der Tannenwald entgegen. Dort in der einsamen Höhe der ewigen Gipfel mußte sie wieder an die Mutter denken. Das Begräbniß, die letzte Nacht, alles was sich gestern und heute begeben hatte, trat nun in ihrem Gedächtnis zurück und die früheren Tage schoben sich in den Vordergrund. Die Gegenwart begann ihr unwahrscheinlich zu werden, und unwahrscheinlich dünkte es sie nun auch, daß ihre Mutter nicht mehr sei. Fast begann sie sie wieder zu erwarten, mit jenem geduldigen, traurigen Warten, mit dem man nur jener harret, die nicht mehr wiederkehren.

Dumpfe Müdigkeit zog in ihre Glieder. Am liebsten hätte sie sich niedergeworfen und ausgestreckt. Doch die Erde unter ihrer nackten Sohle war kalt. Gern hätte sie sich auch an die Felsen gelehnt, um ihren Kopf zu stützen. Doch die Felsen waren hart.

Und mit einem Male wurde ihr in dieser schweigsamen, steinernen Einsamkeit das Herz unendlich schwer. Was suchte sie denn auch hier? Die Menschen, die Berge, die Stille . . . nichts, nichts vermochte ihr zu helfen.

Vor ihrem Fuße bewegte sich ein schwarzer Fleck im kalten Moos: ein erstarrter Käfer kroch mühsam dorthin, wo die Sonne einen blassen, leblosen Streifen auf die Felsen warf.

Nun erst fiel Tella ein, daß auch sie fror. Auch sie hätte sich gern mit einem bißchen Winter Sonne begnügt und sie schritt weiter durch den Wald hindurch, immer höher hinauf. Eine weiße Schranke vertrat ihr den Weg. Jenseits stand ein Haus, an das sie oft gedacht hatte. Auf dem Bahndamm kam ein Mann näher, der sie fortgeschickt hatte und der sie doch Tag um Tag zurück erwartete.

Tella begann zu weinen. Da nahm der Mann ihren Kopf zwischen seine Hände und drückte ihn furchtsam an die Brust . . . In diesem stillen Augenblick war der eine sehr alt und die andere sehr jung. Und beide fühlten, daß sie einander nötig hätten.

Einen Monat später wurden sie in der kleinen Kirche im Tale unten getraut.

Wieder war der Herbst da — ein anderer Herbst. Brausend fuhr der Wind durch den Wald. Er trug das Geläute ferner Herden mit sich. Vor dem Tunnel hatte er den langen Pfiff des Zuges an sich gerissen.

Jella erhob sich ein wenig aus dem Grase. Auf die Ellbogen gestützt sah sie zu, wie der Rauch in den Zweigen hängen blieb. Nun lebte sie schon zwei Jahre lang in dem Wächterhaus, und immer wunderte sie sich noch über die Rauchschwaden in den Bäumen.

Zwei Jahre. Ihr war es, als seien seit damals, da sie aus dem Tale in die Berge kam, lauter Sonntage vergangen. Oft fiel ihr ihre Hochzeit ein. Sie war damals nicht glücklich gewesen und hatte sich geschämt, daß sie traurig war und daß sie vor dem unbekannten Leben und vor dem unbekannten Mann Furcht empfand, der nun ein Recht besaß, sich ihr zu nähern.

Aus dem Dorfe hatte ihr nur das Grab der Mutter nachgeblickt. An der Rodung hatte sie nur von den Ziegen Abschied genommen. Sie erinnerte sich daran, wie sie noch einmal, ein letztes Mal ihr Gesicht an dem Kopf der kleinen schwarzen

Ziege gerieben hatte und wie sie dann im Weitergehen immer wieder nach rückwärts sehen mußte, als bliebe hinter ihr etwas zurück, das mit wilden Leiden erfüllt war, das fror, weinte und hungerte, das aber frei war, lächelte und manchmal sogar sang.

Nun hungerte Zella nicht mehr und sie fror auch nicht. Peter hatte sie sehr lieb. Er liebte sie mit der schwerfälligen ergebenen und duldsamen Liebe eines Menschen, der lange ohne Frau gelebt und fürchtet, wieder allein zu bleiben.

Zella fühlte in seiner Anhänglichkeit instinktiv diese Angst und das stählte ihren Willen. Zwar versah sie alle Arbeit im Hause, sorgte für Peter und auch für die Tiere, doch all das nur, wenn sie Lust dazu hatte, wenn es ihr eben einfiel. Sonst lebte sie ihr früheres Leben. Den ganzen Tag lang strich sie mit den Ziegen Peters über die Berge. Abends stürmte sie wie ein kleines Ungewitter mit den Tieren den Abhang hinab und brachte in ihren Haaren den Duft der blumigen Höhen in das Wächterhaus. Dann setzte sie sich an das Feuer und sang.

In der ersten Zeit führte sie die Neugier manchesmal auch in das Dienstzimmer. Doch hier war alles ernst und fremdartig. An dem Kleiderrechen hingen selbst im Sommer große Winterpelze, an der Wand

Tafeln mit den Zeichnungen der Lampensignale. Zella stieß manchmal mit dem Finger nach den kleinen Lokomotiven auf diesen Bildern und nach den farbigen Punkten. Sie hätte gern gewußt, was das rote Signal, was die kleine Fahne, was das grüne und das weiße Licht in der Lampe zu bedeuten hatten. Auch die Glockensignale interessierten sie und sie lachte in das Telephon hinein. Bald aber wurde sie all dieser Dinge überdrüssig, und wenn Peter ihr ein Buch in die Hand gab, damit sie lesen lerne, fiel ihr der Schlaf auf die Lider. Sie setzte sich auf das Buch und reckte sich faul und wohlgefällig wie eine junge Kaze. Das Ungarische fiel ihr schwer, weit vertrauter war ihr das Kroatische.

— Wo warst du?

Ihre Augen leuchteten auf. Sie wußte wunderbare Dinge zu erzählen; von der Höhle, in welcher die grüne Quelle entspringt, von der Schlucht, die von weißen Blumen erfüllt war.

Peter lachte und wollte sie in seine Arme nehmen. Zella aber widerstand trotzig, wie ein Kind, das satt ist, von den Erwachsenen immer geküßt zu werden.

— Hast du mich denn gar nicht lieb? — fragte er und nahm ihren eigensinnigen Kopf fest zwischen

seine beiden Hände, damit sie ihn nicht verneinend schütteln könne. Sowie sich Zella aber befreit hatte, sprang sie auf und tollte draußen um den Schuppen umher. Dann versteckte sie sich im Stall und umarmte die Ziegen, denn die wollten nichts von ihr. Erst als sie sich wieder mit frischer Luft vollgesogen, kehrte sie ins Haus zurück. Spähend steckte sie den Kopf zur Türe hinein. Sah sie, daß Peter traurig war, so schlich sie sich leise von hinten an ihn heran und küßte ihn plötzlich. Dann lachte sie darüber, wie sie mit einem Hauch den ganzen Mann zu erschüttern vermochte.

18.

In lautlosem Reigen aneinander geschmiegt, zogen die Tage durch das Haus. Sie glichen einander wie Schwestern und Zella wußte kaum, welcher von ihnen das Gestern und welcher das Morgen war. Die Züge kamen und gingen, donnerten über die Erde, sprühten Funken in die Nacht, bliesen Rauch nach der Sonne und dann trat wieder Stille ein, jene große Stille, in der man das Blatt vom Baume fallen hörte. Das wird nun immer so sein, dachte Zella. Und wie um etwas von der vielen jungen Kraft zu verbrauchen, die ihr unruhig durch

die Aldern schoß, tollte sie mit den Ziegen um die Wette über die Berghänge.

Eines Tages war sie weit vom Wächterhause abgekommen. An den Windfängen vorbei, an einer Schäferhütte, an einem steinumfriedeten Pferch, an zersplitterten Tannenstämmen vorbei war sie immer weiter geirrt. Unter ihr krochen wie zwei unendlich lange Haare die Bahnschienen durch die Berge. Die Tunnels glichen ausgeräucherten Fuchslöchern. Und die Züge sausten durch das Steinmeer, wie kleine bewegliche Eidechsen mit glühenden Köpfen. Sie hatte sich in das kahle Gebiet der Bora verirrt. Jagodas Märchen fielen ihr ein. Das Herenfeuer, die Zwerge, der steinbärtige Berggeist. Andächtig blickte sie umher. Hier also war das Reich dieser Geister. Mit fiebernden Augen, erschauernd kroch sie höher und höher über die zerklüfteten Felsen, die im roten Sonnenlicht dalagen wie die Gebeine ungeheurer, in furchtbarem Kampfe gefallener Tiere. Auch in dem schwarzen unbeweglichen Wasserspiegel des Bergsees sah sie nichts als die Bilder unheimlicher Felsen. Steine, starre wilde Steine überall.

Zella bekreuzigte sich. Mit verhaltenem Atem beugte sie sich über die Tiefe.

Weit, weit unten erglänzte eine unendliche Fläche in bläulichem Licht und geflügelte weiße Flocken

zogen seltsam über sie hin. Es war, als hätte man eine ungeheure Stahlplatte an den Fuß der Berge geschmiedet.

— Das ist vielleicht die Pußtta, — dachte Zella, und Widerwille trat ihr auf das Gesicht. Bald aber glätteten sich ihre Züge. Ferne Erinnerungen begannen in ihr zu lächeln. Alte, vergessene Bilder . . . Ein silbern schimmerndes Fischesnetz am sandigen Ufer. Weiße Muscheln. Fliehende blaue Wellen . . . Sie schloß die Augen, um besser in die Vergangenheit zu sehen und hörte, wie ihr eigener Mund es aussprach:

— Das Meer!

Jetzt erkannte sie es. Die himmelfarbene Ebene in der Tiefe dort, das war das Meer ihrer Mutter. Nun fiel ihr alles ein und auf einmal war sie wieder der Mutter nahe, so wie früher, wenn sie am Feuer saßen und Zella auch im Halbschlaf, auch mit geschlossenen Augen fühlte, daß die Mutter da sei. Sie nahm es sich nicht vor und wußte dennoch, daß sie hieher noch oft zurückkommen werde. Niemals hatte sie Blumen auf das Grab ihrer Mutter getragen, jetzt aber riß sie die Steinnelken von ihrer Brust und warf sie weit weg, hinab in die Tiefe als ob sie sie ins Meer streuen wollte.

Abends saß sie schweigsam beim Feuer. Peter

stellte müde die Signallampe in die Ecke. Dann stopfte er seine Pfeife.

— Woran denkst du?

Zella fuhr zusammen, als wäre sie aus der Ferne zurückgekommen und starrte zerstreut in die Luft.

— An das Meer.

— Hast du es denn gesehen?

Die junge Frau nickte.

— Wie kahl sind dort die Berge. Alles ist dort so wild. Als sie dies sagte, belebte sich eigentümlich ihr Gesicht.

— Ich habe mir sagen lassen — sprach Peter nachdenklich, daß auch dort einmal Wald stand. Meerfahrende Völker haben ihn ausgerodet und mit dem Holze bauten sie mitten im Wasser eine Stadt.

— Mitten im Wasser?

— Ja, und die Bora hat dann die Erde von den Bergen herabgeseggt, daß sie ganz kahl wurden.

Zellas Augen flammten seltsam auf. Also auch die Berge sind durch die Menschen so wild geworden? . . . Eine nur dunkel empfundene Ahnung zog ihr durch den Kopf, die sie aber nicht zu Ende zu denken vermochte.

Peter blies eine große Rauchwolke gegen die Lampe und streckte den Arm aus.

— Gibst du mir auch heute keinen Kuß?

Zella aber wandte sich ab. Mit einem großen Sprunge war sie über der Schwelle.

Verständnislos sah Peter ihr nach und schwieg, als schäme er sich dessen, was er fühlte.

In zerklüfteten schwarzen Wellen hoben sich draußen die Felsen gegen den Himmel. Zella blickte zu ihnen empor. So harte und schwarze Wellen gab es auch in ihrer Seele . . . Warum konnte sie nicht sein wie die anderen Mädchen, die sie einst im Dorfe gekannt hatte? Warum konnte sie dem einzigen Menschen nicht besser sein, der gut zu ihr war, der dafür sorgte, daß sie nicht mehr friere, nicht mehr hungere. Sie fand keine Antwort und hätte am liebsten geweint.

19.

Der Winter kam und verging. Der Schnee schmolz.

Wieder streifte Zella durch die feuchten, dunstigen Wälder. Nichts hatte sich geändert und doch war sie nicht mehr wie einst. In den Wasserläufen plätscherte das Schneewasser, wie der lebende Puls der Berge. An den kahlen Ästen des Waldes schimmerte, wie im Vorjahre, in zarten grünen Wolken das junge Laub. Unter dem Spiegel der

angeschwollenen Bäche schaukelten sich in gelben Flecken die Wasserblumen. Ein unsichtbarer Aufbruch brauste in der Erde, feuchtes Leben stieg in die Stämme der Bäume und auf den Bergwiesen bliesen die Hirten die Schalmel. Zum erstenmal empfand Zellus Blut den großen Anfang.

Überall fing etwas an. An den Hängen, auf den Wiesen, in den Bächen, zwischen den Steinen, in den Tieren und auch in ihr selbst. Nur in ihrem Leben änderte sich nichts. Mit einem Male sah sie in Peter einen alten Mann. Wenn sie zusammen einherschritten und sie in die Sonne blickte, da vermochte er ihrem Blicke nicht zu folgen, zog die Lider zusammen und sein Auge überfloß von Tränen geblendet.

Das also wäre alles? Immer nur das und nie etwas anderes? Fiebernde Ungeduld kam über sie. Im Hause erschien ihr die Luft wie eine Last. Der Wald wurde ihr zu klein. Unbewußt riß sie im Gehen keimende Zweige herab und warf sie fort, vielleicht damit sie keine Blüten trügen.

Peter begriff Zellus Unruhe nicht, doch er fühlte sie. Oft sah er sie an, als wolle er sie verfühnen. Aber diese demütige Zärtlichkeit machte die kindliche Frau noch abweisender. Was sie suchte, war Kraft, Kraft, mit der sich die ihre messen könnte. Auch

sie trug einen großen Anfang in ihren Adern, in ihren Armen, auf ihren Rippen; der andere aber ging neben ihr her wie einer, der gern stehen bliebe, um auszuruhen.

Es war Abend. Zella saß unter der Hängelampe. Zwecklos legte sie die Schürze auf ihrem Knie bald in Falten, bald zog sie sie wieder auseinander. Dann fiel ihr plötzlich ein, daß die Schürze zerreißen könnte und sie dann nähen müßte. So hörte sie mit diesem Spiele auf, stützte die Ellbogen auf den Tisch und schaukelte den Kopf langsam zwischen den beiden Händen, um so wenigstens den eigenen Schatten in Bewegung zu sehen.

— Gehen wir nach dem Waldrand hinaus.

Peter hob zerstreut den Blick aus dem alten Kalender, in dem er blätterte.

— Hier ist es besser. Was tun wir draußen? Dann las er so ruhig weiter, als ob er niemals die Absicht gehabt hätte, aufzustehen.

In Zellas Kopf begann es zu hämmern. Es war ihr als ob die Lampe Feuer auf sie herabspeie, sie ertrug die eingeschlossene, stumme Regungslosigkeit nicht länger. Sie stieß die Thür auf, um von draußen das Leben hereinzulassen, doch nur der Schatten des alten Pflaumenbaumes, den Peter vor vierundzwanzig Jahren gesetzt hatte, kam über die Schwelle

zu ihr. Ungeduldig sprang sie über den leise wankenden schwarzen Fleck auf dem Boden. Draußen in dem kleinen Garten, der vom Tau ganz feucht war, blieb sie plögl. stehen. Zwischen den Malven lehnte sie sich an den Zaun und atmete auf.

Der Wald zitterte im Mondlicht. Über die Schienen zuckte ein bläuliches Glänzen. Um Zellas Knie schwebten silberglänzende Blätter.

Peter fühlte einen kühlen Luftzug auf dem Rücken. Die Thür war offen. Gähnend erhob er sich und ging Zella nach. Als er neben ihr stand und sie sich nicht bewegte, sprach er fröstelnd:

— Was stehst du da, als wartest du auf irgend etwas!

Voll stillen Staunens hob Zella den Kopf. Ihre Augenlider erzitterten. Erst jetzt wußte sie, daß sie wirklich auf etwas warte . . .

Von nun an ging sie früh morgens stets in den Wald. Sie sah zu, wie die Schatten der Bäume langsam über den Waldboden kreiften, ganz wie die Uhrzeiger im Dienstzimmer . . . Sie wußte, daß dies so viel bedeute, als daß die Zeit verstreiche. Daran dachte sie nun oft. Zwischendurch schloß sie die Augen und wartete. Oft fiel ihr auch, sie wußte nicht weshalb, Davorin ein. Unlängst hatte sie einen Hirten über den Bergrücken gehen gesehen.

Seither dachte sie an Davorin, obwohl der Hirt ihm nur so weit gedöhelt hatte, daß auch er stark und jung war.

Jella haßte den Gatten der Zorka. Trotzdem wäre sie gern mit ihm wieder am Rande des Baches gesessen, wie einst.

Damals begannen die Leute im nächsten Wächterhausa sich zum Auszug zu rüsten. Peter sagte, man habe sie in eine andere Gegend versetzt. Ein neuer Mann käme an ihre Stelle. Jella hörte ihm gleichgültig zu. Sie konnte sich jetzt nur mit sich selbst beschäftigen. Alles, was man ihr sagte, vergaß sie bald. Manchmal vergaß sie auch, was sie tun wollte.

Sie nahm ihr rotes Kopftuch in den Wald mit, um Pilze zu sammeln. Als sie aber zwischen den Bäumen stand, wußte sie nicht mehr, weshalb sie gekommen war. Sie knüpfte das Tuch um den Hals, setzte sich auf einen Stein und dachte an gar nichts . . .

Im Walde näherten sich Schritte. Jella blieb unbeweglich sitzen. Gewiß war es Peter. Doch der, der zwischen den rötlichen Stämmen näher kam, war ein Anderer. Es war ein fremder Mann. Er ging langsam und unsicher wie einer, dem der abschüssige Boden ungewohnt ist.

Als er Zella erblickte, blieb er stehen. Er war ein hochgewachsener, schlanker Bursche. Selbst in seiner Unbewegtheit lag herausfordernde Kraft. Er schritt weiter, ohne zurückzusehen.

Abends erfuhr Zella, daß im benachbarten Wächterhause ein neuer Mann eingezogen war, den man Andreas Réz nannte.

20.

Im Walde sang jemand. Es war eine fremde Stimme, ein fremdes Lied. Zella wandte sich nach der Richtung, aus der das Lied kam, als wolle sie, daß das, was ihr Herz berührte, auch ihr Antlitz berühre. Niemals vorher hatte sie gewußt, daß auch der Schmerz singen könne. Das war etwas anderes, als die kleinen Lieder der Mutter. Das war anders, als alles, was sie je im Dorfe gehört.

Eine fremde Stimme, ein fremdes Lied.

Im Heimgehen traf sie auf dem Bahndamm den Mann, der nun im anderen Wächterhause wohnte. Um ihr auf dem kleinen Fußpfade Raum zu geben, trat er zwischen die Schienen. Zella sah ihn an. Sein Antlitz war gebräunt und hager. Unter der Haut waren die Formen der Knochen

sichtbar. Er hatte die Hand an die Mäze gehoben, denn die Sonne schien ihm in die Augen. Diese Augen waren so seltsam grün, wie halbreife Ähren, in denen feuchtes Gold erglänzt. Ruhig ging er an ihr vorbei.

— Wie jung er ist — dachte Zella. Sie wollte sich an sein Gesicht erinnern, aber sie vermochte es nicht, obwohl sie noch immer seinen Blick fühlte. Sie horchte nach rückwärts und ahnte nicht, daß diese verhallenden Schritte das Andenken Davorins zerstampften.

Abends rief Peter Andreas Réz in das Dienstzimmer. Zella saß draußen auf den morschen Schwellen, die als Brennholz beim Schuppen angehäuft waren.

Sie vernahm die Stimmen der beiden Männer, die drin miteinander sprachen. Eine ruhige Stille war über sie gekommen und sie streckte die Hand in die azurblaue Gebirgsnacht hinein, als wolle sie nach dem Frühling langen, der jung und lebend war wie sie, als wolle sie nach all dem greifen, wovon sie in der tiefsten Tiefe ihres Herzens unbewußt träumte.

Am anderen Tage verspätete sie sich mit ihren Ziegen in den Bergen. Aus der offenen Thür des Wächterhauses fiel schon der Lampenschein auf die

Windmauer. Sie sah durch das Küchenfenster. Dort saßen zwei am Herdfeuer. Sie glättete ihr Haar und schritt rascher aus.

Als sich Andreas Réz erhob, schien er ihr noch größer und kräftiger als draußen im Walde. Und Peters gekrümmter, hagerer Körper war kleiner als sonst. Sie zog sich in die Ecke zurück und blickte von dort starr nach den beiden Männern. Um den Pfeifenkopf Peters schwirrten kleine glühende Ameisen in der Luft. Der andere blickte unverwandt in die Herdflamme. Jella begriff nicht, wie man so lange auf eine Stelle starren konnte.

Sie schwiegen alle. Dann plötzlich schlug ein fremdes Wort an Jellas Ohr. Andreas Réz sprach von irgendeiner schwarzen Erde, von der auch nicht eine Handvoll auf ihn gekommen sei.

— Mein Vater war Bauer. Für vier Söhne war der Grund zu klein. Deshalb mußte ich hierher in die Berge.

Dann blieb es wieder eine Weile still. Als Andreas von neuem sprach, klang ein eigentümliches Selbstbewußtsein in seiner Stimme.

— Aber deshalb bin auch ich ein Bauer. Einer ohne Grund, ohne Frau und Kind — — so ein armer Bauer.

Jetzt sah Jella nur noch sein Gesicht. Er sprach

langsam, bedächtig. Dort, woher er kam, ist im Frühling so weit das Auge reicht die Erde grün, im Sommer gelb, wie lebendes Gold. Und im Herbst flammen allenthalben kleine Feuer auf, und die Bursche und die Mädchen singen.

Zella erinnerte sich an das traurige Lied, das sie im Walde gehört. — So singen sie auch dort, dachte sie und schloß die Augen, um Andreas' Stimme besser zu hören. Dann lächelte sie ungläubig. Sie konnte nicht begreifen, daß dort, woher er kam, der Brunnen so hoch sei, wie eine Tanne und daß man den Kirchturm einen Tageweg lang sehen könne.

Unwillkürlich schob sie sich näher zum Feuer.

— Ist denn dort bei Euch der Kirchturm höher als die Berge?

Der Bursch hob stolz den Kopf.

— Bei uns gibt es keine Berge. Die Erde ist so flach wie meine Hand.

Auf Zellas Zügen verfinsterte sich das helle Staunen. Plötzlich richtete sie sich auf. Mit harter Stimme fragte sie:

— Du kommst also von der Pusta?

Peters Blick blieb auf ihrem Munde haften. So hatte er sie bloß einmal gesehen — als sie zum ersten Male aus dem Walde zu ihm geflohen

war. Weshalb zürnte sie wohl? Er konnte es nicht fassen. Verdrossen griff er nach seiner Mütze und ging zur Thür hinaus, so wie man bei Unwetter aus dem schwankenden Wald unter den freien Himmel hinaustritt.

— Du kommst also von der Pusta?

In Tellas Augen türmte sich der wilde Sturm der Berge, auf den Lippen des Mannes schwieg die unermessliche Ruhe der Ebene. Und über dem Herdfeuer begegnete sich ihr Blick.

21.

Zu dieser Zeit riefen die Berge Tella nicht mehr so stark wie einst. Es war, als ob sie in ihrem Leben zurückgetreten wären, und sie sah sie verschwommen, fast wie durch eine Wolke. Um so näher kamen ihr nun die beiden Wächterhäuser. Pünktlich versah sie den Dienst an der Schranke. Sie trieb die Ziegen in den Graben neben dem Bahndamm und arbeitete dann im Garten. Der war voller Blumen. Hinter dem Stalle unterwühlte das Unkraut nun nicht mehr den Kartoffelboden. Peter war ruhig und zufrieden wie nie vorher und wenn er Tella an der Arbeit sah, nickte er glücklich und still. Sie gewöhnt sich doch an ein

ordentliches Leben, dachte er. Und er freute sich, daß von dem wilden Umherstreifen in den Wäldern zwischen ihnen nie die Rede war. So kam alles von selbst in sein Geleise und so war es Peter am liebsten. Er hätte ja ohnehin nichts ändern können, denn er wäre nicht imstande gewesen, zu sagen, was er über das ganze dachte.

... Als ob Zella gefühlt hätte, daß sein Blick auf ihr ruhe, stützte sie den Fuß auf die Schaufel und hob den Kopf.

Auf Peters Gesicht kamen die vielen kleinen Falten in Bewegung. Vergnügt lachte er:

— Bei Gott, du bist schön ...

Sie lächelte mit einem dankbaren Frauenlächeln und blickte dabei nach dem benachbarten Wächterhaus, als hätte sie gern gewußt, ob man ihre Schönheit auch von dort sehe. Dann arbeitete sie weiter. Peter hätte gern ein Gespräch mit ihr begonnen, doch fiel ihm nichts ein.

— Mein Tabak ist zu Ende, — brummte er endlich. Aber es war nicht das, was er sagen wollte.

Zella warf die Schaufel beiseite und fuhr sich mit der Schürze über das Gesicht.

— Auch die Sichel ist gebrochen. Ich will ins Dorf hinuntergehen.

Peter schritt weiter. Zella trat ins Haus. Keiner sah nach dem anderen zurück und doch hatten sie nie mehr für einander so warm gefühlt, wie in jenem Augenblick.

Als Zella drin den kleinen roten Fenstervorhang zurecht zog, blickte sie über die Blumenstöcke hinweg nach dem Bahndamm. Sie dachte plöblich nicht mehr an Peter, denn neben ihm stand Andreas und Zella sah hastig in den Spiegel, ob sie wohl wirklich schön sei. Dann lachte sie. Alles um sie herum war so jung. Durch den roten Vorhang fiel das Licht rosenfarbig auf die weißen Wände. Das Bild von Christi Geburt über dem Bette, die Maria unter der Glasglocke, der Alabasterhund auf der Kommode und das wächserne Obst in dem Laubsägekorb, alles war rosig und heiter. Und auch Zella war fröhlich, als ob sie einer großen Freude entgegensähe.

Peter und Andreas standen immer noch auf dem Damm. Zella wandte sich nicht um, und wußte dennoch, daß beide zu ihr hinsahen. Warm stieg es ihr zum Hals hinauf.

Das nächste Dorf lag jenseits des Waldes auf einer Wiese. Zwischen den langgestreckten Umzäunungen blühte es weiß von Gänsen. Hinter einem Heuschober stand ein Bauernbursch und ein

sommersprossiges kleines Mädchen und küßten sich. Zella stieg das Blut ins Antlitz. Als sie bei der Kirche angelangt war, kehrte sie dort für einen Augenblick ein. Doch sie betete nicht, sie versprach der heiligen Jungfrau bloß eine Wachskerze. Dann ging sie weiter. Die Sonne schien ihr tief in die Seele und als ob ihre Heiterkeit ein Fenster wäre, sah sie durch sie hindurch den Himmel, die Berge sogar die Radfurchen zu ihren Füßen.

Aus den Hütten, die verstreut umherstanden, steckten Frauen ihre Köpfe heraus. In der Tür des Wirtshauses stand eine große braune Magd und goß aus einem Kübel Wasser auf die Hunde. Zella ging an ihr vorbei und trat in den schmalen Hausflur. Rechts ging es nach dem Laden, links nach der Schankstube.

In dem nach Branntwein und Petroleum riechenden kleinen Gewölbe kaufte ein Mann in einem Schafpelz einen Schleifstein. Zella verlangte Tabak. Der Krämer stöberte gemächlich zwischen seinen Waren. Auf dem Wandgestell lagen bunt durcheinander Schachteln mit Frankkaffee, Sensesklingen, Unschlittkerzen und Rosenkränze. Der Mann stieß die Schaufeln im Winkel um. Dabei schlug er mit dem Kopf an die Ruhglocken, die vor dem Fenster auf einer Stange hingen, so daß die Zeigen-

kränze und Speckschwarten daneben ins Schwanken kamen. Bei der Wage flogen die Fliegen aus dem verstreuten Zuckerstaub erschreckt auseinander. Der Mann mit dem Pelz wollte jeden einzelnen Schleiffstein ausprobieren. Zella roch der Reihe nach an allen Tabakpäckchen. So hatte sie es von Peter gesehen. Dann dachte sie ein wenig nach und wählte auch eine schöne, blauglänzende Sichel. Es dämmerte schon, als sie wieder in den schmalen Flur trat. Im Vorbeigehen warf sie durch die offene Tür einen Blick in das Schankzimmer. Das eine Ende des langen, schmutzigen Tisches war mit einem kurzen, roten Tischtuch bedeckt. In der Mitte standen zwei Salzfässer. Unter dem fliegengeschwärzten Bild des heiligen Antonius von Padua saß ein Mann, die Ellbogen auf dem Tische, das Gesicht auf die Handflächen gestützt. Zella konnte nur seine Schulter sehen. Vor ihm stand die braune Magd, die Hände in die Hüften gestemmt, und wartete, was er bestelle.

Zella war bereits über die Schwelle getreten, als ihr einfiel, daß der Mann dort Andreas Reiz war. Wie war der hergekommen? Warum war er gekommen . . . Sie wußte hierauf keine Antwort, als sie aber über die Wiese nach Hause ging, sah sie immer wieder zurück. Im Walde wurden

Schritte laut. Auf der Brücke des Baches holten die Schritte sie ein. Andreas lüftete die Mütze und trat ohne ein Wort zu sprechen, an ihre Seite.

— Wir haben denselben Weg, sagte Zella leise, als ob sie von etwas Überraschendem und Erfreulichem spräche. Ihre Stimme war verändert. Ihr Atem ging immer rascher. Sie wäre gern langsamer gegangen, doch der andere schritt kräftig aus. Jetzt blieb sie einen Augenblick stehen, um eine Ranke, die sich um ihren Rock geschlungen hatte, zu entfernen. Auch Andreas hielt inne und starrte in die Luft. Zella glaubte, daß er durch die grünen Lücken zwischen den Bäumen die Berge betrachte und als ob diese ihr gehörten, als ob sie ihm deren Anblick schenkte, lächelte sie stolz.

— Nicht wahr, sie sind groß? . . . Nicht wahr, sie sind schön?

— Was? fragte der Bursch zerstreut.

— Nun die Berge!

Andreas seufzte.

— Wenn das alles lieber Feld wäre, statt verdammter Stein. Wenn man es bebauen könnte!

Zella stand mit offenem Munde da. Einen Augenblick lang haßte sie diesen fremden Menschen, den sie so gar nicht verstehen konnte.

— Dir also gefällt nur deine Pflast? Sie

beugte sich vor und sah ihm spähend ins Gesicht. Sie wartete darauf, daß er ihr widerspreche. Er aber schwieg. Dort, woher er kam, sprechen die Menschen nicht viel. In der Ebene hat jedes Wort, jede Bewegung mehr Bedeutung als anderwärts. Alles klingt weithin, alles ist weithin sichtbar.

Jellas Stimme klang feindselig, als sie wieder fragte:

— Ist es schön bei dir?

— Ja. Er hatte nie darüber nachgedacht und doch wußte er es. Er wußte es nicht mit dem Verstand, er wußte es mit seinem Blute. Und in seinem Auge lag nun plöglieh etwas so Unfaßbares, als blicke er durch den dichten Wald hindurch in unendliche Weiten. Alles war ihm hier fremd, die Frau, die Bäume, die Steine und er dachte so sehr an seine Heimat, daß Jella seine Gedanken förmlich fühlte.

Sie seufzte:

— Also deshalb hast du so traurige Augen?

Andreas machte mit dem Kopfe eine Bewegung, als wolle er seinen weit hinausschweifenden Blick zurückreißen.

— Bist du deshalb so traurig, weil du dich von hier wegsehnst?

Andreas gab keine Antwort.

— Und sag' mir — sie sprach so leise, daß sie selbst ihre Stimme kaum vernahm —, hast du die Mädchen dort gern gehabt?

Er hob trozig und abweisend den Kopf und wollte sprechen, doch er war verwirrt und schritt noch rascher aus, wie um die Gelegenheit, zu sprechen, zu vermeiden.

Jella achtete nicht darauf. Spähend blickte sie durch die Bäume. Sie hätte gern so weit gesehen, wie weit die Gedanken des anderen geflogen waren.

— Sind die Mädchen dort schön?

— Ja — antwortete er kurz, wie einer, der fürchtet, schon mit einem Worte zu viel zu sagen.

Jella blieb gereizt stehen.

— Sie sind schön? . . . Und fast gegen ihren Willen fragte sie: Schöner als ich? — Ihr Körper bog sich herausfordernd zurück und in ihrer Stimme, in ihrer Bewegung war etwas von der herrlichen Wildheit des Schreies, des Flügelschlages, mit dem die Vögel des Waldes ihr Paar anlocken.

Andreas warf den Kopf zurück. Seltsam verzahmte sich vor seinem Auge das Bild dieses Weibes mit dem der Felsen, der Bäume, und in diesem Augenblicke erkannte er Jellas Schönheit. Sein Blick verfinsterte sich, ein Zittern lief um seinen Mund,

dann wandte er ganz langsam, als ob es ihm schwer fiele, sein Gesicht ab.

Sie blickten sich nicht wieder an. Wortlos schritten sie nebeneinander einher, und doch fühlten sie in der großen Stille des Waldes, daß etwas zwischen ihnen vorgegangen war.

22.

Vor dem Tunnel stand jemand. Aus dem Dunkel des Bergloches nahm es Zella deutlich wahr. Es war ein Mann, und er schien im Mondlicht wunderbarlich groß.

Sie hatte aus dem 78er Wächterhause den Dienstzettel geholt und hatte sich verspätet. Im Tunnel zündete sie eine Fackel an und begann zu singen. Das Echo der Steinwölbung sang mit ihr und über ihrem Kopfe wehte der rote Rauch gleich einer Fahne. Als sie wieder unter den freien Himmel hinaustrat, saß Andreas auf einem Kilometerstein, die Ellbogen auf das Knie, das Kinn auf die Faust gestützt. Ohne sich zu rühren blickte er sie an.

Zella lächelte. Sie schwang die Fackel und stieß sie in das betaute Gras. Einen Augenblick lang wurde es finster, dann aber sahen sie sich wieder.

— Worauf wartest du?

— Auf nichts. Er sah starr zu Boden. In der letzten Zeit mied er Tellas Blick, als hätte er etwas in dem seinen zu verbergen. Er war ungeduldig und rauh. Wenn er zu bemerken glaubte, daß Tella nicht zuhöre, begann er plögllich zusammenhanglos zu sprechen. Wenn sie ihn aber fragend ansah, verbiß er das Wort. Dann dachte er an eine in seinem Heimatdorfe, der er sich noch als junger Bursche versprochen hatte. Warum drängte es ihn, Tella davon zu erzählen? Warum hatte er es ihr nicht längst gesagt? Er wußte es selbst nicht. Die Qual dieser Unschlüssigkeit und noch vieles andere, was er nicht verstand, peinigte ihn. Was trieb ihn fortwährend hinter dieser Frau her? Und warum lief er ihr aus dem Wege? Das alles war so verworren.

Als sie ihm jetzt im Mondlicht entgegentrat, machte er wieder eine Bewegung, als wolle er ein Zusammentreffen vermeiden und doch erinnerte er sich ganz deutlich, daß er nur deshalb hierher gekommen war, weil er nachmittags Tella nach dem Tunnel gehen gesehen hatte.

Tella lehnte sich an eine Telegraphenstange und begann mit einem ihrer nackten Füße langsam über das feuchte Gras zu streifen.

Die Nacht war groß und still. Nur vom Walde her kam mitunter ein eigentümliches Geräusch, als ob irgendwo zwischen den Bäumen die metallenen Strahlen des Mondes leise aneinander flirrten.

Andreas fühlte auf einmal, daß er nicht länger zu Boden schauen könne. Er mußte den Blick heben. Er mußte Zella ansehen. Jetzt, sofort. Und stöhnend richtete er sich auf.

— Was suchst du hier? Ganz barsch fragte er das, wiewohl er gern gut zu ihr gewesen wäre. Nie hatte er sie so gesehen, wie in diesem Augenblick. Im Mondlicht erschien ihr Gesicht fremdartig und schmal. Die viele unverbrauchte junge Kraft in ihr machten ihren ebenmäßigen schönen Körper begehrenswert.

In der Brust des Mannes stieg langsam eine gefährliche Welle empor. Alle seine Glieder schmerzten ihn unerträglich. Warum ist das alles? dachte er. Er hätte am liebsten diese Frau, die an all der Qual schuld war, geschlagen. Er sprang auf und wollte fluchen, um sich zu erleichtern, aber seine Kehle war zusammengeschnürt, als säße ihm ein Riemen am Halse.

— Geh — sagte er dumpf, als er endlich ein Wort hervorstoßen konnte. Sein Blick war feindselig und hart. Zella empfand ihn wie einen Schlag ins Gesicht.

— Geh — sagte Andreas nochmals, obwohl er fühlte, das er etwas anderes sagen wollte. Aber dieses Wort war ihm noch von früher im Munde geblieben. Geh! sagte er, aber seine beiden Hände umklammerten krampfhaft Zellas Schultern. Einen Augenblick lang presste er sie mit gewaltiger Kraft, als wolle er sie entzweibrechen, an seine Brust, dann ließ er sie los.

Begungslos und erschreckt sahen sie einander an.

Andreas fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er fühlte mit den Fingern, wie verzerrt sein Gesicht sei, und um Zella sein Elend nicht zu zeigen, wandte er sich trozig ab. In seinem Innern wühlte eine beschämende Unzufriedenheit, und als habe ihn jemand von hinten gestoßen, sprang er über die Schienen. Er begann auf den Wald zuzugehen, wo es finster war, wo ihn niemand sehen konnte und wo er niemanden sehen mußte. Was war mit ihm geschehen? Nur ganz dämmerhaft erinnerte er sich an ein Mädchen, das ihm einmal nahestand. Nun trug er die lebendige Wärme eines anderen Frauenkörpers in seinen Händen, wie ein großes Unglück. Unwillkürlich blickte er zurück. Die uralte Qual des Begehrens brauste durch sein Blut.

Jenes Mädchen war so weit und diese Frau hier so nahe . . .

Mit glühenden Augen voll Staunen sah ihm Zella nach. Dann hörte sie in der großen Stille nur noch das Pochen ihres eigenen Herzens. Überall, zwischen den Steinen, im Walde, im Abgrund, in den Bergen pochte ihr Herz. Alles andere auf der Welt war verstummt. Unbewußt hob sie die Arme, als wolle sie die Luft durch ihre Finger fließen lassen, in der noch eben Andreas geatmet. Ihre Rippen öffneten sich, als wollten sie die sanfte, blaue Nacht küssen, weil diese irgendwo zwischen den Bäumen den umsing, der vor ihr geflohen war.

Wundersame, geheimnisvolle Gefühle durchzogen sie. Schmerzende Wonne, wonniger Schmerz.

Dann fiel alles zusammen. Mit einem Male begriff sie, daß ihr Auge drüben, jenseits des Dammes, das Wächterhaus erschaut hatte.

Die Wirklichkeit. Das Leben, Peters Haus.

Bisher hatte sie an gar nichts gedacht. Alles in ihr war so groß und schön gewesen.

Unruhig blickte sie noch einmal nach der Stelle, wo sie vorher gestanden waren, und seufzend schritt sie auf das Wächterhaus zu. Der bucklige Schatten seines Daches schien ihr bis auf den Damm entgegenzukommen, wie um sie zu holen.

Sie sprang über die Schwelle. Dann schmiegte sie sich an Peter, als hätte sie irgend etwas gut-

zumachen — sie wußte selbst nicht, was. Ihr Gesicht war blaß und ihre Augen flehten um Hilfe.

Peter saß am Küchentisch und schrieb große Zahlen auf ein ruhiges Papier. Im Gähnen blickte er auf, aber er sah nichts als den Dienstzettel in Zellas Hand. Er begann den Zettel zu lesen und da ihm dabei Zellas Arm, der auf seiner Schulter lag, hinderlich war, so schob er ihn langsam weg.

Zella war es, als schiebe er sie mit dieser Bewegung weit, weit von sich. Als sei sie gar nicht mehr in seinem Hause, als sei sie wieder draußen auf dem Damm an der Brust des Andreas.

23.

Über den Bergen stand regungslos der Frühling. Alles ringsum war wunderbar still. Man hörte in der klaren Luft nur das Summen der Telegraphendrähte. Hart strebte der Wald dem kalten blauen Himmel entgegen. Auf dem Fußpfade regte sich kein Halm. Auch Zella hielt den Atem an. Sie wandte sich in die Richtung, aus der Andreas kam.

Sie hatten sich seither nicht gesehen.

Sowie er ihrer ansichtig wurde, verlangsamte er seinen Schritt. Ein unvernünftiger, troziger

Zorn gab ihm immer noch keine Ruhe. Warum steht sie hier? dachte er bitter und hätte sie gern vom Damme hinuntergestürzt, weil er sie dann hätte anfassen können. Er vergrub die Faust in der Tasche. Warum kommt sie mir wieder in den Weg? Und während er daran dachte, umzukehren, ging er rascher auf sie zu.

Tella's Haar glänzte metallisch in der Sonne. Die Züge Andreas' verfinsterten sich. Diese Frau in den Bergen hier konnte niemals verstehen, was er nie auszusprechen vermochte . . . Einen Augenblick lang trafen sich ihre Blicke und in beiden lag etwas so Verzweifelter, als suchte jeder im Blicke des anderen etwas, was er nicht finden könne.

Andreas seufzte auf und ging schweigend weiter.

Tella schien plötzlich zu wachsen. Als ob jemand mit der Faust zwischen ihre Adern geschlagen hätte, so fühlte sie das Blut durch alle ihre Glieder spritzen.

Andreas sah nicht nach ihr zurück. Sie aber dachte noch immer an seine Umarmung. Zornig fuhr sie sich mit der Hand über die Schulter, als wolle sie etwas herabwischen. Ihr Atem flog. Sie hätte so gern die alte Freiheit eingeatmet. Aber ihr Herz erinnerte sich immer noch. Und nun kam sie sich auf einmal elend und gedemütigt

vor, wie das freie Wild, das in eine Falle geraten. In dieser Falle war es erstickend finster. Und wie die Tiere, so verletzte auch sie sich selbst bei den verzweifelten Anstrengungen, sich zu befreien.

Ein glühender Groll stieg in ihr auf. So gern hätte sie Andreas jetzt gehaßt! Gern auch hätte sie jetzt an Davorin gedacht, an seine Brust, an seine schwere und warme Hand. Ihre Gedanken aber liefen Andreas nach und das Bild Davorins zerfloß.

Drei Tage waren vergangen. Zella hatte sie gezählt — sonst wäre es ihr viel länger erschienen.

Nun trafen sie sich wieder im Walde. Andreas starrte in die Luft, als warte er auf etwas. Trotzdem seufzte er, als er Zella erblickte. Voll schweren ringenden Schweigens sah er sie an. Nichts war in der Waldesstille zu hören, als sein Atem und als er sich über die Stirn strich, blieben dort die Spuren seiner Finger zurück. Dann, da etwas getan werden mußte, nahm er einen dünnen Zweig vom Boden auf und brach ihn in seiner Qual über dem Knie entzwei.

Zella griff sich an die Brust . . . Es war ihr als fühle sie dort das schmerzliche Krachen, mit dem der Zweig entzwei ging, als hätte er ihr ein Leid zugefügt.

Andreas warf die Holzstücke weit fort, dann trat er Zella in den Weg.

Sie sah ihn demütig an.

— Laß mich . . . Du willst mir ja doch nichts sagen!

Trotzdem tat sie keinen Schritt, als er nun gehorsam von ihr zurückwich. Ergeben und hilflos, voll weiblicher Erwartung stand sie da, die Hände über der Brust gekreuzt, als verteidige sie sich, und als bäte sie dennoch um etwas, und ihre Augen waren voll jenes großen Leidens, das nur Bäume und Tiere, das alle Wesen empfinden, denen auf Erden keine Sprache gegeben ist.

Es war ihr, als kämen Andreas' Worte aus weiter Ferne.

— Warum quälst du mich?

Ihr Atem stand still. Gerade das wollte sie auch fragen.

— Andreas . . .!

Zum ersten Male hatte sie seinen Namen laut so ausgesprochen, wie er ihr im Blute lag und, nun errötete sie über ihre eigene Stimme. Vor ihren Augen zogen feuchte Wolken auf. Sie sah ihn an, er aber nahm nichts von allem wahr, was ihn umgab. Wieder starrte er in jene unbegreifliche

Ferne, in die ihm Zellas Blick nicht folgen konnte. Sie hatte nur seinen Seufzer gehört:

— Gott soll mir verzeihen. — Dann wandte er sein Gesicht entschlossen Zella zu, als wolle er ihr seine ganze Qual zeigen.

— Warum willst du, daß ich dir's sage? Warum muß man denn alles sagen? . . .

In Zellas Kopf wurde es plögllich finster, in ihrem Herzen aber strahlte heißes, unendliches Licht und sie sprach, denn sie mußte sprechen:

— Aber ich liebe dich doch . . .

Ihre Blicke trafen sich . . . Was beide solange wortlos schmerzte, das schwand langsam und glitt bebend zwischen ihnen durch die Luft. Und über die Wipfel senkte sich strahlend der große Sommer auf sie herab.

24.

Dieser Sommer war der Sommer Zellas. Berausende Höhen. Schlafende Abgründe. Und die beiden trafen sich täglich im Walde draußen. Unter den Bäumen war der Schatten von flirrendem Silber durchwirkt: kleines Insektenvolk surrte umher. Über den Bergkamm leuchten die Züge ins Weite. Sie bohrten sich in die kri-

stallene harte Luft und ihr Rauch schwebte noch lange im schweren goldenen Sonnenglast, wie der Schaum des Kielwassers eines Schiffes. Zu dieser Zeit sah sich Zella stets um, wenn sie einen Zug nahen hörte. Sie blieb am Abhang stehen und winkte, was sie nie getan hatte, mit ihrem Tuche. Unten winkte es aus den vorbeisaußenden kleinen Fenstern weiß zurück. Und sie lächelte den unbekannten Händen, den unbekannten Menschen zu, die sie nie wieder sehen würde.

Dieses Lächeln kam tief aus ihrem Innern und es war so stark, so groß, daß sie jedem davon etwas geben mußte.

Von jenseits des Tannenwaldes, von der unsichtbaren Kurve her, die der Zug dort machte, klang noch sein stöhnendes Gepfauche zurück. Auf dem Damme ging die weiße Schranke in die Höhe.

Zella schritt auf dem Ziegenpfade dem Walde zu. Der Wald und die Stille, beide kannten sie gut. Beide erwarteten mit ihr die Stunde des Andreas. Für diese Stunde lebte sie. Um dieser Stunde willen waren die Tage und die Nächte da, die Berge, die Bäume und sie selbst.

Dort, wo die Felsen sie umgaben, begann sie zu singen. Nie hatte sie so viel gesungen, wie in diesem Sommer. Früher hatte sie die Worte der

Lieder vor sich hingespochen, wie sie ihr im Kopfe haften geblieben waren. Jetzt erst erkannte sie, daß diese Worte von Liebe sprachen. Und es war ihr, als ob diese Lieder ihr die Last ihres Geheimnisses leichter tragen hülften, als ob sie mit den Worten dieser Lieder beichte. Sie sang sich mit ihnen etwas von der großen Wärme vom Herzen, die ihr in der Brust glühte. Auch abends, wenn sie neben Peter saß, sang sie. Und sie sang, wenn sie auf Andreas wartete, und der Wald ward von Liebe erfüllt. Manches Mal lief sie gegen das Dickicht, als suche sie in den wild aufschießenden Ranken eine Umarmung. Manchmal lag sie am Bachrande und beugte sich über die Flut, doch sie trank nicht, sie hielt nur ihren Mund an die Oberfläche des Wassers. So blieb sie lange liegen. Ihre Lippen liebten den Puls der kleinen feuchten Wellen. Dabei dachte sie an Andreas, und das Blut lief ihr lachend, rot flammend durch den Leib. Dann wühlte sie ihr Gesicht ins Moos und biß die Blumen ab, die sie mit den Zähnen erreichen konnte, als wolle sie unersättlich alle Blüten dieses Sommers auf den Lippen fühlen.

Am Abhang hatte sich unter jemandes Schritten ein kleiner Stein lösgelöst. Tella sprang auf. Flüssiges Sonnenlicht, sonniger Jubel schoß ihr durch die Ädern.

— Liebst du mich? — Sie rief es laut in den Wald und stürzte in zügelloser Hingebung an Andreas' Brust.

Von ihrem wilden, kupferschimmernden Haar bis zu den bloßen Füßen glich sie einer schönen Sünde.

— Liebst du mich? — Einen Augenblick blieb sie hoch aufgerichtet stehen, als horche sie in seine Seele hinein. Dann klammerte sie sich an ihn, umschlang ihn wie eine durstige Schlingpflanze. Toll, liebestrunken, als ob sie in ihrem unklaren Sehnen jene unerreichbare Nähe suchte, die doch immer so weit, so unendlich weit ist wie die unerreichbare Ferne. Sie bohrte ihre glühende Stirne in seine Schulter, riß seine Bluse auf, als wolle sie sein lebendes Herz. Näher, noch näher. Aufhören zu sein. Eins sein mit ihm. Mit seinem Körper, mit seinem Blute verschmelzen, in seine Adern fließen und in seinem Innern alles sehen, was unbegreiflich ist.

— Liebst du mich wirklich? Sag' es mir doch . . . Sie fühlte, wie der Mund Andreas' über ihren Lippen lächelte, und sie sah in der großen Nähe, daß auch sein Auge von warmem Lächeln erfüllt war; trotzdem verstand sie sein Schweigen nicht. Sie verstand bloß die Macht seiner Arme, die ihr so schön weh taten.

So standen die beiden lange unbeweglich, als fürchteten sie, daß schwarze Finsternis sie plötzlich umfinge, wenn sie sich losließen.

— Noch nicht . . . noch nicht . . . Sie umschlang seinen Hals, um ihn festzuhalten. Bisher hatte sie geglaubt, daß man so stark nur hassen könne, wie sie jetzt liebte.

25.

Im Hofe des Wächterhauses stand die Stalllampe auf der Erde. In kleinen Zwischenräumen klangen ungleichmäßige Artschläge durch die Stille. Holzspäne flogen durch den Lichtschein der Lampe. Im Schuppen hackte Peter Holz.

Andreas blieb plötzlich stehen. Seit Zella die Seine geworden war, hatte er vieles vergessen, was ihn früher nicht ruhen ließ. Vieles war ihm noch nicht zum Bewußtsein gelangt. Und jetzt . . . Auf einmal . . . Mitleidig blickte er nach dem Schuppen . . .

Dort drin trat für einen Augenblick Ruhe ein. Peter hustelte. Dann begannen die kraftlosen Artschläge von neuem.

Zella zuckte verächtlich die Achsel und schmiegte sich im Schatten des alten Pflaumenbaumes an Andreas. Ihre Knie berührten einander.

Andreas faßte sie barsch am Arm. Mit einer einzigen Bewegung schob er sie von sich.

— Nicht . . . Hier nicht.

Zella sah ihn verständnislos an. Er schien ihr rauh und fremd.

— Warum stößt du mich weg? Ich liebe dich doch! — Während sie dies sagte, wurde sie schwach und demütig. Ihre Augen standen in Tränen.

Durch Andreas' Brust zog eine große Wärme. Er liebte Zella um dieser Schwäche willen. Er hätte sie gern in seine Arme genommen und sie weggetragen, weit weg, irgendwohin, wo sie nur die Seine gewesen wäre. Er beugte sich so nahe zu ihr hinab, daß ihre Lippen sich beim Sprechen berührten.

— Verstehst du denn nicht? Hier ist ein anderer der Herr. Ich komme nur her, um zu stehlen, zu teilen, zu lügen.

Zella wich von dem bitteren Ton betroffen zurück. Dunkel erinnerte sie sich, daß auch ihr schon solche Gedanken durch den Kopf gegangen waren. Früher einmal, vor langer Zeit. Seit aber ihre Liebe so mächtig gewachsen war, dachte sie nicht mehr an ihren Mann. Für den war ja alles gut, so wie es war. Der wußte ja von nichts.

Zwischen zwei Artschlägen rief Peter aus dem Dunkel Zella an. Dem anderen schoß das Blut in den Kopf, als ob dieser bloße Ruf seine Rechte verlege.

— Er nimmt dich mir weg, wann er will! — Und nun sah er nicht mehr mitleidig nach dem Schuppen hin. Er streckte den Arm nach Zella aus. Und dies war eine Geste, so frei, so stolz, wie sie nur Menschen gegeben ist, die seit tausend Jahren auf ihrem eigenen Boden ernten.

— Du gehörst mir an, ich nehme dich fort von hier!

Zellas Augen leuchteten auf.

— So komm. Im Walde sind wir allein! Andreas preßte sie noch fester an sich.

— Nein, nicht dorthin! Zu mir, weit weg, nach Hause! Und zum ersten Male fühlte er, daß sie vielleicht einmal doch ganz zusammengehören könnten. Zellas Hand aber glitt von seiner Schulter herab.

— Zu dir? Auf die Pusta? Während sie es sagte, blickte sie die Berge an.

Eine große Stille war plötzlich zwischen sie getreten und einen Augenblick lang maßen sie sich in wortlosem Kampfe, wie zwei Feinde, die sich lieben. Dann ließ Zella, wie in unbewußter Hin-

gebung, den Kopf nach hinten sinken. Ihre Lippen öffneten sich, als wolle sie trinken. Andreas vermochte seinen Blick nicht von ihr zu wenden. Seine Lider wurden schwer, ein Rausch verschleierte ihm die Augen. Und Zella sah auf seinem Antlitz den Abglanz ihrer eigenen Schönheit. Nun war sich ihr Körper seiner Macht bewußt. Und sie erschauerte vor der gefährlichen neuen Gewalt, die sie in sich fühlte; die immer da war, ohne daß sie von ihr gewußt hatte.

Jetzt war sie nicht mehr schwach und demütig. Jetzt gehörte nicht mehr sie Andreas an. Nun besaß sie ihn. Nun war Zella die Stärkere, denn in diesem Augenblick liebte der andere mehr, als sie.

— Nicht ich gehe mit dir . . . Du bleibst hier mit mir! Und sie lachte selbstbewußt. Er starrte in die Luft, als suche er dort irgendwo eine Wunde, die Zellas Lachen geschlagen.

Mehr sprach Andreas hierüber nicht. Auch sonst sprach er wenig. Kaum fiel zwischen ihnen ein Wort mehr. Beide kämpften. Der eine wortlos, die andere laut und keiner wußte, daß er kämpfe. Sie verstanden nur noch ihre Umarmungen und selbst in jenen Augenblicken waren sie beide allein, in dunkler Ungewißheit.

Es gibt keinen weiteren Weg auf Erden, als

den, der vom Menschen zum Menschen führt. Manchmal dringt ein Blick über ihn hinweg, manchmal auch der Schall eines Wortes, doch den Weg zu durchmessen vermag niemand.

26.

Der Bahndamm war vom Regen schwarz und schlüpfrig. Zella ließ die Schranke herab. Ein Lastzug schob sich polternd vorbei. Von der Lokomotive rief der Maschinist etwas herab. Hinter seiner Schulter grinste das rußige Gesicht des Heizers. Er warf eine kohlenbestäubte, zerdrückte Herbstrose nach Zella.

Die Blume fiel in die Pfügen. Zella hob sie nicht auf, aber sie sah sie lange an. Jetzt erst begriff sie, daß es Herbst sei. Bisher hatte sie es nicht bemerkt.

Auch den Winter bemerkte sie jetzt nicht wie sonst. Andreas kam des Abends zu ihnen, saß am Feuer und in ihr wuchs ihre große warme Liebe immer mehr. Der eisige Wind trieb harten Schnee gegen die Fenster. Unter dem niederen blinden Himmelschleppten zwei Lokomotiven keuchend den Zug durch den Schneesturm. Auch der Wald verschwand im weißen Ungewitter. Die Menschen

versanken in ihren Pelzen. Unter der Tür drang der Schnee bis in die Küche, des Nachts heulten im Abgrunde die Füchse, manches Mal schlichen auch Wölfe als graue Schatten rings um den Stall.

Dann aber flog wieder der Frühling über den Karst. Mit goldenen Schritten zog die Sonne über die Bergketten und in ihrer Fußspur trockneten die feuchten Wälder.

Wieder wurde es Sommer, ganz wie im vergangenen Jahre, doch dies war nun nicht mehr der Sommer Zellas.

Und doch hatte sich nichts geändert. Es war nicht zu sehen, es war nur zu fühlen.

Im Walde fielen schon mit leichtem Geräusch die reifen Himbeeren von den Sträuchern. Vor dem Wächterhause trockneten auf einem blauen Tuche Bohnen, und raschelten im Winde.

Peter arbeitete auf dem Bahndamm. Er kniete auf einem Schwellholze zwischen den Schienen und zog eine gelockerte Schraube fester an. Als Zella neben ihm auf dem Fußpfade die Ziegen zur Weide trieb, blickte er auf.

— Wohin gehst du schon wieder? — Er sprach ganz leise, als wolle er mit seiner Stimme die Frage selbst entschuldigen.

— In den Wald — rief Zella gereizt und schritt weiter.

Mit einem ergebenen Seufzer beugte sich Peter über die Schienen. Er schob sein Taschentuch unter das wehe Knie und machte sich an seine Arbeit.

Ein Bahnarbeiter, der im Dorfe wohnte und auf der Strecke aushalf, kam Zella auf dem Damme entgegen.

— Andreas Réz ist heute nicht im Dienst — sagte er, und spuckte auf die Schienen. Sein Gesicht war ganz runzelig, sein Mund schob sich wie eine schiefe, rote Wunde zwischen den beiden Ohren hin und her.

— Ob der wohl etwas weiß? — Daran hatte Zella früher niemals gedacht. — Und Peter? Ich will von jetzt an besser zu ihm sein — dachte sie, um ihre Unruhe los zu werden. Sie blickte zurück, und mit einem Male hatte sie alles vergessen. Ganz weit unten bewegte sich ein bläulicher Fleck im Sonnenglanz. Es war Andreas. Er kam langsam näher, und blieb dort, wo Peter arbeitete, zwischen den Schienen stehen. Als er weiter schritt, verdeckten ihn die Sträucher, und er kam nicht mehr zum Vorschein. Zella wartete vergebens — und nicht das erstemal.

Es dunkelte schon, als sie sich auf der Brücke trafen. Andreas kam über die Wiese vom Dorfe

her. Von weitem war sein Pfeifen hörbar. Sein Antlitz glühte, seine Augen glänzten. Zella vertrat ihm den Weg.

— Woher kommst du?

Andreas blickte sie stumm an und knöpfte seine Bluse auf, als wollte er die Hitze entweichen lassen, die seine Brust bedrängte. Dann lehnte er sich an das Brückengeländer und piffte weiter.

Nie hatte ihn Zella so gesehen.

— Du hast getrunken . . .

— Ja, ich habe getrunken! Aber nicht genug. Ich weiß immer noch alles, was nicht sein sollte. Und er lachte bitter.

Zella mußte daran denken, wie lange sie ihn nicht mehr lachen gehört hatte. Unter der Brücke war das Wasser schon schwarz. Auf der Wiese trieb ein Mädchen Gänse dem Dorfe zu. Bei einem Heuschaber war ein Rechen in der Erde gesteckt. Zella erinnerte sich plötzlich, daß sie hier mit Andreas zum ersten Male gesprochen habe, damals, als dem Peter der Tabak ausgegangen war und sie eine neue Sichel brauchte. Im Laden hatte ein Mann einen Schleifstein gekauft und war mit dem Kopf an die Kuhglocken gestoßen. In der Schankstube saß jemand, die Ellbogen auf den Tisch gestützt und ein braunes großes Mädchen wartete, was er

bestelle. Ihr war, als sähe sie dieses Mädchen plötzlich wieder, so wie sie sie damals sah, die Hände in die Hüften gestemmt.

Mißtrauisch blickte sie Andreas ins Gesicht.

— Hast du mit ihr gesprochen?

— Mit wem? Er verstand nicht, wen sie meinte.

— Mit ihr. Mit der Magd im Wirtshaus.

Er nickte: Sie hat mir ja den Wein gebracht.

Zellas Augen wurden immer größer, als wollte sie mehr sehen, als sie fassen konnte. Ein harter Zug trat um ihren Mund und ein seltsamer Schmerz, der sie plötzlich überfiel, verzerrte ihr Gesicht. Ein großer, nie gekannter Neid stieg in ihr auf; nicht in ihrem Gedanken, sondern in ihrem Körper, und er biß ihr in das lebende Fleisch. Er preßte ihr die Kehle zusammen, krallte sich ihr in die Brust, so daß sie in ihrer Qual die Nägel tief in ihre Hände grub. Ihr Atem berührte Andreas' Gesicht.

— Ich erwürg' dich, wenn du eine andere liebst . . . Sie sagte auch noch anderes, vieles, unverständliches, sie wußte selbst nicht, woher ihr diese Worte kamen, aber sie kamen und sie mußte alles aussprechen, was in ihrem Blute schäumte.

Andreas sah sie eine Weile mit offenem Mund an, dann besann er sich und biß die Zähne zusammen. Nicht das, was Zella sagte, befremdete

ihn, ihr verzerrtes Antlitz stieß ihn zurück. Und wie der Sturm zu Hause auf der Pusta, so langsam und mächtig stieg der Zorn in ihm auf. Seine Rechte ballte sich drohend zur Faust und alles, was er fühlte, das warf er Jella mit einem Worte ins Gesicht:

— Du . . . Fremde, du! Er wollte frei sein und trotzig ging er ins Wirtshaus zurück.

Jella sah ihm betroffen nach. Sie wagte es nicht, ihm zu folgen. Sie fürchtete ihn und liebte ihn mehr als je.

27.

Der Morgen graute schon, als Andreas sich auf den Heimweg machte. Die Bergspitzen schwammen wie Inseln über dem rosigen Dunst, die Steine waren vom Taue feucht. Andreas ging mit schweren Schritten seinen Weg, das Gesicht voll finsterner Falten, doch mit klarem Blick. Er hatte die ganze Nacht keinen Schluck Wein getrunken. Er hatte auch kein Wort gesprochen, er war nur im Wirtshaus gefessen und hatte das Petroleum bezahlt, das seinethalben in der Lampe brannte. Als er den Wald erreichte, blieb er plöblich stehen. Er vernahm etwas, wie den Flügelschlag

eines großen Vogels, der in eiliger Flucht aufstieg, dann raschelte das tote Laub unter den Büschen und ein verwahrloster Hund lief aus dem Dickicht hervor. Ein weißer Schäferhund, wie ihn Andreas hier zwischen den Bergen nie gesehen hatte. Unwillkürlich piffte er nach ihm. Der Hund schoss ein paar Klafter weit an ihm vorüber, dann stemmte er die Beine gegen den schlüpfrigen Waldboden, rutschte im Stehenbleiben noch etwas nach vorn, wandte sich um und schlich gekrümmt auf Andreas zu. Seine Schnauze war feucht und schwarz, sein Auge braun, wie Tabak. Andreas beugte sich nieder, strich ihm mit der Hand langsam über die zottigen Ohren und während er ihn ansah, war es ihm, als müßte er weinen.

— Sajó, Sajó, mein Hund . . . Er wußte selbst nicht, wieso ihm dieser Name einfiel, aber als er ihn aussprach, mußte er beide Fäuste gegen die Augen pressen. Und so mit geschlossenen Augen erblickte er plöblich die weite Ebene voll goldener Ähren, die er verlassen hatte . . . Zu Hause war sicher schon die Ernte vorbei. Er roch förmlich die warmen duftenden Garben, er hörte die Grillen auf dem Stoppelfelde, er hörte in der Stille die fernen Glocken der Herden. Er war zu Hause, bei sich, dort, wo der Mensch sein Auge nicht einmal

zu Gott erheben muß, denn sein Blick geht über die mächtige freie Erde geradeaus in den Himmel hinein. Nichts hemmt ihn, nur ein glitzernder Riß im Azur: der blecherne Turm der Dorfkirche. Regungslose Akazienwipfel, kleine Gehöfte, zerstreute Herden, weiße Schäferhunde . . .

Etwas griff ihm an die Kehle, er hätte gern geflucht, so laut, daß all die Berge davon einstürzten. Und als ob der Hund verstünde, was der Bursch dachte, begann er mit seinem Schwanz den Boden zu peitschen und kläffte laut. Dann sprang er hoch auf und leckte Andreas das Kinn. Er wandte sich ab, aber seine Züge erhellten sich.

— Sajó, mein Hund! Sajó, mein Hund! sagte er mehrmals hintereinander. Und schon schritt der Mann und das Tier Seite an Seite, als gehörten sie zusammen.

Jenseits der Brücke, wo das Dickicht sich lichtete, saß Zella auf einem Baumstumpf. Sie hatte die ganze Nacht nicht geschlafen und beim ersten Morgen grauen war sie aus dem Hause geschlichen. Seit her wartete sie auf Andreas. Als sie ihn erblickte, beugte sie sich nieder und tat, als suche sie Reisig. Dann aber besann sie sich eines anderen, warf die trockenen Zweige fort und ging ihm entgegen. Langsam, mit verhaltenen Schritten, ging sie auf

ihn zu, wie ein schönes, wildes, sprungbereites Tier. Sie sahen sich an. Sein müder, ungeduldiger Blick entwaffnete sie für einen Augenblick. Vor hungriger, vorwurfsvoller Liebe füllten sich ihre Augen mit Tränen, und sie beugte sich, als wollte sie betteln.

— Sei nicht schlecht zu mir . . .

Ihre Demut und ihre Tränen rührten ihn nicht. Die Zeiten waren vorbei . . . Teilnahmslos, fast zornig stand er vor ihr und hielt den Kopf so hoch, daß die aufgehende Sonne ihm gerade ins Gesicht schien.

Zella zuckte zusammen. So hatte sie sich also vergebens erniedrigt. Nun änderte sie ihre Haltung.

— Du wirst mich noch wollen! Sie trat drohend einen Schritt vor. Als wollte sie ihm und auch sich selbst ihre Macht beweisen, ließ sie langsam, mit finsterem Lächeln den Kopf nach rückwärts sinken.

Andreas war gereizt und müde. Er hob nur abwehrend die Hand und sagte:

— Geh', laß mich in Ruh! . . .

Doch seine Stimme klang dumpf und erstickt und Zella fühlte aus ihr ihren Sieg. In ihren großen braunen Augen schmolz das gesprenkelte Gold, ihr junger Körper bog sich zurück, mit dem Instinkt des Weibes fand sie wieder die Geste der

Verführung und in dieser Bewegung kämpfte ein ganzes Menschenleben um sein Glück. Ihr Mund öffnete sich. Sie hätte lachen und jauchzen können. Wie von einer Beute nahm sie von ihm Besitz und schlang die Arme um seinen Hals.

— Also liebst du mich doch! Und voller Jubel horchte sie auf das Pochen seines Herzens, sowie sie gar oft den Steinen nachgehorcht hatte, die sie selbst in den Abgrund schleuderte.

Sein Atem flog vom schweren ringenden Widerstand. Und dann mit einem Male sah er nichts mehr. Blind riß er Zella an sich und drückte sie so verzweifelt an seine Brust, als wolle er sie in seiner Umarmung vernichten, damit sie ihn nicht mehr bedränge.

... Hoch über dem Walde stieg auf dem Felskamm ein Bauer aufwärts. Er trug eine Sense, und wie er für einen Augenblick in das Sonnenlicht trat, hob er sich als kleine schwarze Gestalt von dem hellen Felsengrund ab. Zella überfiel ein abergläubisches Grauen. Sie mußte daran denken, daß ihr einst vor langer Zeit im Dorfe unten eine alte Zigeunerin die Karten gelegt hatte und daß auf einer der Karten solch ein Sensenmann abgebildet war, von dem die Zigeunerin sagte, das sei der Tod.

Auch Andreas richtete sich auf und sah hin, doch er erblickte nur einen Bauer, der mit seiner Sense aufwärts stieg, dem neuen Tag entgegen.

Ungleichen Schrittes gingen die beiden heimwärts den Waldweg entlang. Sie sprachen kein Wort, und wie von selbst wurde die Stille zwischen ihnen feindlich.

Andreas stieß einen Pfiff aus. Jetzt erst fiel Zella ein, was wohl der weiße fremde Hund zwischen ihnen suche. Der Bursch aber schwieg. Vergebens sprach sie zu ihm — für sie hatte er kein Wort. Als sie aber auf dem Bahndamme schieden, sah sie deutlich, wie er sich niederbeugte und auf den fremden Hund einsprach.

28.

An der großen weißen Felswand war das Gras verdorrt. Über den Abgründen zerriß der Flügelschlag eines Zugvogels die Stille.

Andreas mied in jenen Zeiten den Wald. Auch im Wirtshause sah man ihn nicht, auch vor dem Hause Peters blieb er seltener stehen als früher. In seiner freien Zeit stieg er an den einsamen Höhen umher, wo nichts mehr wuchs, von wo aber sein Blick weit in die Ferne schweifen konnte. Graue

Klüfte, kalte Tiefen, herabhängende Felsen überall und in den weißen, ausgetrockneten Wasserläufen rieselte unaufhörlich kleines Gestein in den Abgrund hinab. Andreas vergrub das Gesicht in seine Hände und da war es ihm, als höre er den Wind über die Weizenfelder streichen. Zuweilen lockerte sich oben im Gerölle ein Stein. Der Hund hob die Schnauze, auch Andreas sah hin und freute sich, daß es kein Mensch war, der das Geräusch verursachte.

Dann wurde es wieder still. Nur der Kiesel glitt leise in die Tiefe.

Seit Andreas und der weiße Hund sich gefunden hatten, hatten sie sich nicht wieder getrennt. Wenn die Signalglocke das Nahen eines Zuges anzeigte, stand das Tier steif und gespannt vor dem Wächterhause, als sei es auch im Dienst. Schritt Andreas die Strecke entlang, so trottete der Hund neben ihm über den Damm und wenn er abends am Rande der Böschung saß, und die Beine in den Graben baumeln ließ, saß Sajó neben ihm und sah starr in dieselbe Richtung, wie sein Herr. Manchmal neigten sie sich einander zu, als hätten sie sich Geheimnisse zu sagen, dann aber konnte eine Stunde vergehen, vielleicht auch mehr, ohne daß der Mensch oder das Tier den Kopf rührte.

Eines Tages hatte Zella sie lange beobachtet. Plötzlich hörte sie die Stimme des Andreas, als spräche er mit jemandem. Zella konnte nicht begreifen, an wen seine Worte gerichtet seien. Sie war im Gebüsch verborgen und außer ihr gab es weit und breit keinen Menschen. Unwillkürlich blickte sie suchend in die Luft. Über den stahlblauen Himmel schossen Schwalben, unter ihren wippenden Flügeln bligte ihr weißer Körper silbern im Sonnenlicht.

In diesem Augenblick hörte Zella deutlich, wie Andreas sagte:

— Die ziehen auch schon weg . . .

Mit einem Male ward alles klar. Zella sprang über die Schienen und faßte Andreas an beiden Schultern.

— Warum sprichst du mit deinem Hunde, wenn du bei mir nur schweigen kannst? Und sie hatte wieder jenes Gefühl des Neides, wie damals auf der Brücke, als ihr die braune Magd eingefallen war. Feindselig blickte sie den Hund an. Sie hätte ihm gerne ein Leid zugefügt, ihn fortgejagt, um ihn nicht wieder neben Andreas zu sehen. Ihre Hand krampfte sich immer fester an seiner Schulter zusammen und da er auch jetzt nicht antwortete, stieß sie ihn mit dem Knie an.

— Warum hast du ihn so gern?

Andreas nahm die feuchte schwarze Schnauze Sajós in die Hand, lächelte traurig vor sich hin, und mit einem Male wurde sein Blick wieder so tief wie in der ersten Zeit, als Zella glaubte, er blicke in grenzenlose Weiten.

— Warum ich ihn gern habe, sprach er zögernd, als wundere er sich darüber, daß man so etwas fragen könne. Ahnungslos blickte er sie an.

— Bei uns zu Hause auf der Pusta hat man solche Hunde. Und sie heißen alle Sajó.

Zella zuckte zusammen. Wieder durchwühlte ihr eifersüchtige Wut das Innere, und da sie den fremden Hund nicht töten konnte, so stieß sie ihn haßerfüllt von Andreas' Seite weg. Der Bursch sprang auf und hob die Faust, als wolle er schlagen. Zella wich ihm aus und ergriff erschrocken die Flucht.

Andreas tat nur einen Schritt, dann blieb er stehen und verschränkte ungestüm die Arme über der Brust, als wollte er sich selbst festhalten. Unerbittlich starrte er Zella nach, und in diesem Augenblick, in dem nichts mehr geschah, ging unsichtbar und lautlos etwas zu Ende.

Abends erwartete ihn Zella vergebens vor dem Hause Peters. Auch im Walde wartete sie ver-

gebens, Andreas suchte nicht mehr, ihr zu begegnen . . . Und der Herbst hatte nur noch wenige warme Tage.

Nachts strich kalter Wind über die Berge. Die Wolken kamen bis zu dem Wächterhause hinab, man hätte sie mit der Hand greifen können. Andreas nahm seinen Pelzrock vom Nagel. Er fror und konnte sich selbst am Herdfeuer nicht erwärmen.

Der letzte Lastzug war schon in den Tunnel eingefahren. Das rote Licht der Schlußlampe sog die Finsternis auf. Andreas ging in sein Haus zurück und ließ sich am Feuer nieder. Das nasse Holz krachte; Sajó atmete langsam in der feuchten Stille. Der Bursche fror, die Kälte saß ihm in den Knochen und seine Zähne schlugen aneinander. Er griff nach einem neuen Scheit, um es in die Glut zu werfen. Bei dieser Bewegung schob sich sein Rockärmel hinauf und sein Blick blieb auf dem kleinen blauen Herz haften, das ihm einmal in seiner Hufarenzeit ein Rekrut dort eintätowiert hatte. Er erinnerte sich an das Gesicht dieses Rekruten, das breit und sommersprossig war. Er hatte ihm für die Arbeit vierzig Kreuzer gezahlt, dann hatten sie noch auf der Haserliste gezecht und später hatten sie so wild getanz, daß Andreas mit dem Kopfe an die Stalllampe schlug. Das ärarische Lampenglas brach

entzwei. Seine Stirn blutete . . . Und jetzt mit einem Male tat ihm die alte Narbe wieder weh.

Er versuchte, an andere Dinge zu denken, aber immer wieder fiel ihm seine Militärzeit ein. Die gelben Pferdekögen, in die der grobe Wachtmeister im Schlafe mit seiner Pfeife Löcher brannte, schadenfreudige Husarenfragen, die zersprungene Scheibe im Kasernenfenster und vieles andere, was er längst vergessen zu haben geglaubt. Dann fiel ihm der Tag ein, an dem er wieder nach Hause in sein Dorf durfte. Auch die rote Kappe hatte er mitgenommen. Die Sporen klirrten, die neuen Stiefel schlugen kräftig auf und aus einem Fenster sah ihm ein Mädchen so freundlich nach . . .

Andreas warf den Kopf zurück und riß die Augen auf. Er war ganz allein und doch schien es ihm, als blicke ihn aus dem Feuer Zellas Gesicht an. Er fuhr sich über die Stirn . . . Er hatte doch Zella niemals etwas versprochen . . .

Nun wurde ihm wieder alles unklar. In der Ecke des Zimmers ballten sich dicke Rauchwolken; durch die Luft ging ein Klingen — er wußte nicht, ob es aus seinem Kopfe komme oder anderswoher. Er stand auf und begann in der Küche umherzugehen. Der Rauch verzog sich und auch das Klingen hörte auf. Der Hund streckte sich und

dabei fuhren seine Krallen fragend über die Ziegel. Faul und schläfrig schlich Sajó hinter seinem Herrn einher, so nah hinter ihm, daß er seine Nase immer vor dem Stiefelabsatz in acht nehmen mußte.

Andreas wurde schwindlig und das ganze Haus drehte sich mit ihm, er aber hörte nicht auf, im Kreise umherzugehen und in die Luft zu starren, als suche er etwas, was er verloren hatte.

— Was war nur dieses Klingen vorhin? . . . Vielleicht ein Signal? . . .

Mit einer unsicheren, hastigen Bewegung steckte er die Laterne an und riß die Tür auf. Ein eifriger Wind heulte durch die Nacht. Die Finsternis stobte ringsum und vom Walde her klang es, als stürzten ungeheurere Wassermengen zu Tale hinab.

Andreas begann gegen den Wind die Schienen entlang zu gehen. Zwischen den Blechrippen der Laterne fielen schwankende, harte Lichtstücke auf die Steine. Andreas' Schatten glitt vom Damm hinab dem Abgrund zu und wuchs dann an der Felswand ins Riesenhafte. Aus der Nacht kroch ihm mit aufgerissenem Maul ein großer Berg entgegen, der die Schienen vor sich verschlang, und plötzlich schien es dem Burschen, als käme auch hinter ihm eiligen Laufes jemand her. Er hob die Laterne hoch und sah sich um. In der dichten Finsternis

bewegte sich etwas Weißes auf ihn zu. Es war Sajó.

Langsam wurde es Andreas klarer im Kopfe. Er begriff nun, daß er an dem Tunnel stand, durch den der Weg nach Hause auf die Pusta führte . . . Er sah auf seine Uhr. Der letzte Lastzug war längst abgefahren, und mit einem Male erinnerte er sich ganz deutlich an die Nummer der Lokomotive.

— Dreitausenddreihundertsechszwanzig . . .

Als er in das Haus trat, war das Feuer erloschen. Eine Weile versuchte er es wieder zu entfachen, dann ließ er davon ab. Die Kälte schüttelte und quälte ihn nicht mehr. Es war ihm eher warm. Laut trommelten ihm die Adern im Kopfe. Er setzte sich an den Bettrand und starrte mit ausdruckslosen Augen seine Stiefel an. Er hätte sie gern ausgezogen, aber er konnte sich nicht dazu entschließen, den Fuß zu heben.

— Wie war doch die Nummer? Dreitausenddreihundertsechszwanzig . . .

Diese Zahlen schwirrten ihm nun unaufhörlich im Kopfe herum. Sie trennten sich und reiheten sich dann wieder aneinander wie die Soldaten. Als er genauer hinsah, trugen sie rote Kappen, gingen

sporenklirrend durch die Dorfstraße und aus einem Fenster blickte ihnen ein Mädchen lächelnd nach.

Sein Körper fiel erschöpft nach vorn und seine Hände hingen schlaff an den Knien hinab. Das Blut lief in die anschwellenden Adern und seine Glieder waren wie gelähmt.

Sajó beobachtete ihn unruhig. Manchmal heulte er auf und leckte die heiße Hand seines Herrn. Der aber bemerkte nichts und starrte nur in die Luft, als wäre er ganz allein im Hause. Für seine einsamen Qualen genügte dieser Hund nicht mehr. Noch jemand hätte da sein müssen, von dort unten, von der Pusta . . .

. . . Draußen graute der Morgen und der Weichenwächter klopfte an das Fenster. Andreas lag bewußtlos auf dem Boden und Sajó hielt mit herabhängenden Ohren bei ihm Wacht.

Es dauerte nicht lange und Andreas war wieder auf den Beinen, aber der Ersatzmann, den man von der Station hergeschickt hatte, blieb noch immer da. Zella strich traurig um Andreas' Haus. Zuweilen öffnete sie die Tür, um ihm Milch zu bringen, dann ging sie wieder wie von ewiger Unruhe getrieben. Seit sie mit ihm niemals allein sein konnte, fand sie ihren Platz nicht mehr.

Eines Abends stand Zella bei dem Schuppen,

als sie vom Bahndamme her Stimmen vernahm. Die Männer sprachen dort miteinander. Sie hörte, wie der eine sagte, daß für Andreas Réz ein amtliches Papier gekommen sei. Er könne nach Hause auf Urlaub . . .

Tella mußte sich an den Türpfosten klammern. Etwas schnürte ihr die Kehle zusammen und ihr Herz wurde so schwer, daß sie fühlte, wie es abriß und mit einem entsetzlichen Sturz in ihrem Innern zu fallen begann . . . Kraftlos lehnte sie den Kopf an die Wand und von ihrem Herzen erfuhr es jeder Tropfen ihres Blutes, daß Andreas bald von ihr gehen werde.

29.

Weit in den Bergen sammelte sich seit dem Morgen der Sturm, der Wald aber stand noch unbeweglich, als ob die schwere Luft sein Leben gebunden halte. Irgendwo fiel zwischen den Bäumen mit dumpfem Geräusch ein Tannenzapfen aus der Höhe. Kleine trockene Goldnadeln folgten ihm durch das harte Sonnenlicht und in der ängstlichen, erwartungsvollen Stille ward ihr leises Fallen hörbar.

Die Vorboten des Ungewitters schauerten über

den Bergkamm . . . Im Tannenwalde begannen die Bäume zu schwanken. Ihr schweres Grün schaukelte sich langsam, die Stämme krachten und dann, als ob etwas unter der Erde ihre Wurzeln hebe, gingen leise unheimliche Wellen über den Moosgrund.

Zella fuhr auf und blickte Andreas an.

Lange waren sie nicht mehr allein gewesen. Seit Zella damals den Hund mißhandelte, hatte Andreas kein Wort mehr mit ihr gesprochen. Der Zorn, der ihn damals überkommen hatte, war nun kalt und hart geworden und trennte ihn von Zella. Auch jetzt stand er wie ein Fremder vor ihr, obwohl sie beide in diesem Augenblicke das gleiche dachten. Zella vermochte in ihrer verzehrenden Unruhe an nichts anderes zu denken, als daran, was sie an jenem Abend am Schuppen erlauscht hatte. Sie beugte sich ganz nahe zu ihm und ihre Stimme wurde weich und warm, als sie fragte:

— Nicht wahr, du gehst nicht fort?

Er atmete erleichtert auf. Auch er wollte darüber sprechen, wußte aber nicht, wie er es anfangen sollte. Er wandte sich ihr zu und sah müde in ihre glühenden Augen. Die Bluse schlotterte ihm am Leibe. Das viele Fieber hatte tiefe Spuren in sein Gesicht gegraben. Er wäre so gern in Frieden

von hier geschieden. Als er zu sprechen begann, war keine Freude in seiner Stimme, sondern nur die Ruhe des großen Entschlusses.

— Ich gehe — sagte er einfach. Es ist für alle besser.

Tella hatte nur das erste Wort gehört.

— Du gehst fort! . . . Langsam, fassungslos nickte sie vor sich hin. Es ist also wahr . . . Mit einem Male war sie so arm und verwais't, als bliebe sie allein auf der Welt. Alte, vergessene Worte kamen ihr in den Sinn . . . Worte, die sie einmal oft gesprochen hat. Hilflose, gute Worte.

— Du wirst zurückkommen. Doch, doch . . . Sie sagte es sich ganz leise und zögernd, als fürchte sie, daß man ihr nun auch diesen Trost nehme. Da Andreas aber nicht widersprach, wurde sie kühner.

— Nicht wahr, du kommst zurück? Nicht wahr, du kommst bald und wir werden uns lieben wie früher? . . . Und du wirst mich auch dort lieben! • Immer! Auch wenn du mich nicht siehst? Auch wenn du eine andere siehst . . . Bei diesem Gedanken verfinsterte sich ihr Gesicht. Wieder fühlte sie in ihrem Körper jenen ägenden Neid, der so weh tat, daß sie hätte aufschreien können. Verzweifelt schüttelte sie den Kopf.

— Nein! . . . Es geht nicht! Ich ertrage es nicht! Du mußt bleiben! Ich kann ohne dich nicht leben.

Andreas stützte das Kinn auf die Faust und sah zu Boden. Er fühlte, daß diese Frau ihn sehr liebe, doch er empfand keine Dankbarkeit mehr dafür. Vergebens wollte er sich dazu zwingen. In seinem Herzen war alles leer und kalt und er konnte nur noch an sein eigenes Leben denken. Ihm lag nun nichts mehr an Tellas ungezügelter, quälender Leidenschaft. Sie war ihm lästig. Er hätte gern gehabt, daß alles aus gewesen wäre und in unbewußter Selbstsucht glaubte er, daß alles aus sei, wenn er fortgehe.

Sie schwiegen lange. Bald hoben sich Tellas Hände wie flehend, bald sanken sie wieder kraftlos herab.

— Andreas! . . . Gott im Himmel, warum ist das alles so gekommen? Ich hab' ja nichts getan, ich habe dich nur geliebt.

Da fuhr er auf. Vor dieser Stimme schmolz etwas in seinem Innern. Und er empfand Mitleid mit der, die er nicht mehr zu lieben vermochte. Er hätte ihr gern etwas gesagt, etwas, was gut war und doch kein neues Unheil anrichtete. Endlich legte er ihr nur wortlos die Hand auf die Schulter.

Zella griff danach und preßte sie gierig an ihren Mund.

— Andreas! . . . Andreas! . . . Doch sie fand keine Worte für das, was sie fühlte. Ihre Augen standen in Tränen.

— Ich fürchte mich so vor etwas . . .

Er zog ihren Kopf an seine Brust, um sie nicht weinen zu sehen und begann sie langsam zu streicheln wie ein krankes kleines Tier, das er gern geheilt hätte, bevor er fort ging, das er gern ein wenig eingeschläfert hätte.

Kings um sie rauschte der Sturm durch die Wipfel. In dem großen Aufruhr standen sie allein unbeweglich da, ganz nahe beieinander und dennoch fern und einsam. Und plöglgch schien es dem Manne, als ob diese Stunde nicht zum ersten Male wäre, als sei er so Abschied nehmend schon oft vor Zella gestanden. Dann fiel ihm ein, daß dies immer nur in Gedanken geschehen war, immer, wenn er erkannte, daß sie doch nicht zusammengehörten.

— Zella! sprach er mit erstickter Stimme und streichelte unablässig ihr schönes, kupferbraunes Haar. Zella, so weine doch nicht! . . . Er kämpfte mit sich und mit den Worten: Ich wußte immer, daß das nicht anders gut werde, als so . . .

Betroffen hob sie ihr Gesicht.

— Du wußtest es? So hast du schon früher daran gedacht?

Andreas nickte traurig.

Jellas Kopf fiel verzagt auf seine Schulter zurück.

— Und ich glaubte, daß du an gar nichts dachtest, wenn du geschwiegen hast. Dann aber, als sei ihr plöglich etwas mitten in ihre Gedanken gefahren, stieß sie Andreas von sich und sah ihm fest in die Augen:

— Du gehst nach der Pusta?

— Ja.

Jellas Augenbrauen fuhren zusammen. Mit der finsternen Stirnfalte bildeten sie ein gefahrdrohendes Kreuz.

— Und als du kein Wort zu mir sprachst, dachtest du da auch immer an die Pusta?

— Immer!

— Andreas! Ihre Brust flog beängstigend rasch. Ich erwürge dich, wenn du dort eine Liebste! Eine schwarze Welle voll zornigen Verdachtes stieg ihr zu Kopf. Sie war nicht mehr Herr über ihren Körper. Mit beiden Händen griff sie nach seinem Herzen. Sie hätte am liebsten in seinem lebenden

Fleische gewählt, damit auch er mit ihr leide. Ihr Gesicht war entstellt, ihre Lippen wurden weiß.

— Ich verfluche dich, wenn du mich verläßt! . . . Ich richte dein Leben zugrunde! . . . So wahr mir Gott helfe!

Wieder wurde Andreas' Blick hart und gefühllos. Feindselig schob er sie von sich. Er sah nochmals all das in ihr, weshalb er sie nicht lieben konnte, weshalb er sich von ihr wegsehnnte. Jetzt gab er sich keine Schuld mehr, jetzt hatte er auch kein Mitleid mehr mit ihr.

— Laß mich! — sagte er barsch, als Tella ihm den Weg vertrat. Leben muß man und so geht es nicht . . .

Mit wirren Augen sah Tella ihn an. Sie begriff, daß sie ihn nicht mehr zu halten vermöge, daß sie verloren hatte und sie erblaßte.

— Ich wußte nie, daß du stark bist. Du warst ja immer so nachgiebig. Demütig hob sie ihm ihren Mund entgegen.

— So küß mich doch wenigstens!

Andreas aber sah über sie hinweg, als hätte er nichts gehört. Tella schauerte zusammen und ließ ihren Kopf nach rückwärts sinken. Sie wollte noch immer kämpfen, doch die einstige schöne, hingebende Geste war keine Verführung mehr, das

war nur ein verzweifeltes Flehen, ein armseliges Betteln. Sie versuchte zu lächeln, dann wandte sie sich langsam ab und fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht, als schmerze sie der Mund von diesem schrecklichen letzten Lächeln.

— Ich kann nicht, ich kann nicht mehr. Und ein großes Schluchzen erschütterte ihr die Brust. Andreas wandte sich hastig zu ihr. Er begriff sie nicht. Er hatte sie nie begriffen. Die Welt der schwindelnden Höhen und der bodenlosen Tiefen waren ihm stets fremd geblieben.

Er sah sie lange an und im Brausen des Waldes nahm er nun still von ihr Abschied. Als Tella in ihrer maßlosen Not die Augen hob, trafen sich noch einmal ihre Blicke.

— Andreas, gib mir etwas, womit ich leben kann. Sag' mir, daß du zurückkommst!

Er war müde und wäre gern schon gegangen.

— Ich komm' zurück . . . Unwillkürlich war es ihm entfahren . . . Warum hatte er das gesagt? Er wollte ja nie wiederkommen. Er glaubte gezogen zu haben und verachtete sich. Nun sah er sie an und schüttelte den Kopf, als wolle er alles verneinen, aber sie, die sonst immer mißtrauisch war, glaubte ihm jetzt mit einer verzweifelten Kraft. Und Andreas wagte nicht, ihr diese einzige Lüge zu

nehmen, denn er fühlte dämmerhaft, daß er ihr damit mehr Gutes gab, als mit all dem, was zwischen ihnen jemals wahr gewesen.

— Gott behüte dich! . . . Mehr sagten sie einander nicht.

Abends stand Zella allein auf dem Bahndamm. Ganz weit schwankte das Licht einer einsamen Laterne über die Schienen. Es wurde kleiner und kleiner und verschwand. Nun war es auf dem Bergkamm finster und kalt.

Jemand war fortgegangen.

30.

Schwerfällig tickte im Wächterhause die Uhr und ihr Ton drang überall hin, als ließe er Blutropfen fallen.

In Zellas Kopf war ein dumpfes Wirrsal, das sie unfähig machte zu denken, und in der Brust saß ein Schmerz, wie von einem grausamen Schläge, ein Schmerz, den sie nicht begreifen konnte. Sie war verwundet und wagte nicht, die Wunde zu besehen. Eine zitternde Angst in ihr schob den Augenblick immer mehr und mehr hinaus, da ihr endlich alles klar werden mußte. Manchmal war es ihr, als sei sie auch fortgegangen, als sei sie

irgendwo weit weg und könne nicht mehr zu sich selbst zurückfinden.

Mit leblosem Blick saß sie am Feuer und horchte auf das Ticken der Uhr. Dann erhob sie sich müde, schritt ans Fenster, klammerte sich an den kleinen roten Vorhang und sah in den Regen hinaus. An den Scheiben glitt unaufhörlich das Wasser in bligen dichten Massen hinab. Gegen den Wald zu fiel der Regen in gleichmäßigen, schnurgeraden Strichen und es sah aus, als ob dort viele, viele nasse Drähte von der Erde zum Himmel gespannt wären. Die Drähte standen so dicht nebeneinander, daß Tella manchmal glaubte, sie sei in einem Gefängnis. Sie stieß die Tür auf und lief in den Guß hinaus. Sie wollte das Drahtgitter zerreißen, um wieder frei zu sein.

Im triefenden Walde schritt sie langsamer. Die durchnässten Kleider kühlten ihren glühenden Körper und in ihrem Kopfe wick der Nebel. Zwischen den Bäumen war ihr das Andenken an Andreas näher. Etwas von ihm war dort geblieben. Der Wald, der ihre Liebe so oft belauscht hatte, wiederholte in seinem Rauschen alte, oft gesagte Worte.

— Andreas . . . Ich liebe dich . . .

Das war immer noch alles, was sie denken konnte, alles, was sie bestimmt wußte. Das

übrige war ein verworrener, unruhiger Halbtraum.

Eines Tages aber erwachte sie. Sie trieb ihre Ziegen über den Abhang. Zwischen den nackten Wurzeln leuchteten rote Pilze. An der Felswand verblutete ein Weißdorn in der Herbstsonne. Zella horchte ins Gebüsch. Schon lange hatte sie dort ein Geräusch vernommen, und nun bewegte sich etwas im Dickicht. Mager und elend kroch Sajo hervor.

Zella verschlug es den Atem, als sähe sie ein Gespenst. Sie starrte in die Richtung, aus der der Hund kam, doch nun folgte ihm niemand mehr. Sie schlug die Hände vor das Gesicht, dann biß sie die Zähne zusammen und in gehässiger Schadenfreude blickte sie auf den Hund, der aus der Pustta gekommen war. Jetzt hätte sie ihn schlagen, vernichten können, daß nichts von ihm übrig bliebe. Ihre Züge wurden grausam und finster, und ihre Hand tat eine Bewegung, als schneide sie mit einem Messer etwas mitten entzwei.

Sajo rührte sich nicht, er ließ traurig den Kopf hängen und winselte schmerzlich. Vor diesem Ton sank Zellas Arm herab. Solch ein ähnliches Winseln fühlte sie in der eigenen Brust.

— Auch dich hat er hier gelassen! Auch dich!

Und mit einem Male trat etwas Gemeinsames zwischen das verlassene Weib und das herrenlose Tier.

— Sajó . . . Sajó, mein Hund stotterte sie, so wie sie es von Andreas gehört hatte, und als der Hund sich an ihr Knie schmiegte, vergaß sie, daß er von der Pusta kam und sie wußte nur noch, daß er dem Andreas gehörte. Ihre weit-offenen Augen trübten sich langsam und sie preßte ihr Gesicht auf den zottigen Kopf des Tieres, als suche sie dort die Spur seiner Hand. Und im selben Augenblick begriff sie den ganzen Schmerz jenes Schlages, den sie bisher nur dumpf empfunden . . .

Sajó wurde Zellas Hund. Mit Sajó konnte man reden. Auch Andreas hatte mit ihm gesprochen und nun erzählte ihm Zella vielerlei. Mit Peter sprach sie nicht, sie sah ihn kaum. Er hatte viel zu tun. Der Stellvertreter Andreas' war unbeständig und es lag nun doppelte Verantwortung auf Peters Schultern. Er war immer müde und Zella freute sich darüber, daß er nach nichts fragte. Das Weinen war ihr nahe, wenn sie sprechen mußte. Sie atmete freier, wenn sie allein war.

Draußen gingen Schritte um das Haus. Auf den Schienen näherten und entfernten sich klingende Hammerschläge. Zella hob nicht einmal den Kopf.

Alles war ihr gleichgültig, und wenn Peter abends in die Stube trat, lag sie mit geschlossenen Augen auf dem Bette, als ob sie schlief. Beim Morgengrauen stahl sie sich auf den Fußspitzen in den Stall, rief Sajó und trieb die Ziegen hinaus. Das alles tat sie so eilig, als erwarte sie jemand und als müsse sie doch vor jemandem fliehen. Ihr Leid wurde schwer und unerträglich und sie hätte es gern fortgeworfen, wie die Schaufel nach zu mühsamer Arbeit.

Manchmal saß sie zusammengekauert und stöhnte leise in der Stille des Waldes. Manches Mal rannte sie zügellos über den zerklüfteten Abhang und schrie ihre Qual in den Wind hinein. Nie hätte sie geglaubt, daß man so leiden könne, ohne doch Hunger zu haben, ohne krank zu sein, ohne zu frieren. Ihr Körper wurde mager, ihre Wangen fielen ein, und als ob von dem großen Feuer, das einst verzehrend in ihren Augen geglüht hatte, nur eine Rauchspur zurückgeblieben wäre, dunkelten jetzt traurige Schatten unter ihren Lidern.

Der September war zu Ende. Eines Abends stand Peter über den Tisch gebeugt im Dienstzimmer und las beim Scheine der Handlaterne etwas.

— Andreas hat geschrieben — sagte er dann und warf einen Briefbogen auf den Tisch.

Jella stützte sich an den Türbalken. Sie hielt den Atem an, als fürchtete sie, daß selbst der sie verraten könne. Der Mann griff wieder nach dem Briefe.

— Er ist immer noch krank. Er möchte am liebsten ganz zu Hause bleiben.

Peters ruhige Stimme drang ihr wie unerträgliches Tosen in die Sinne. Sie begriff nicht, wie sie so aufrecht dastehen konnte, da doch die Schwelle unter ihren Füßen langsam in eine Tiefe sank. Ihr Mund bewegte sich qualvoll.

— Also will er gar nicht mehr zurückkommen?

— Er schreibt es so, — sagte Peter erbittert.
— Und doch, bei Gott, ich habe ihn so lieb gehabt, als wäre er mein Sohn.

— Dein Sohn? — Jella sah ihn eine Weile lang verständnislos an, dann ließ sie den Kopf sinken. Sie fühlte sich auf einmal unendlich müde, als sei sie auch schon so alt wie Peter, als hätte sie schon genug gelebt, als müsse sie bald sterben.

Des Nachts konnte sie wieder nicht schlafen. Draußen fuhren schwere Lastzüge vorbei. Ihre Lampen warfen taumelnde Lichtstreifen in das Zimmer. Jella lag mit offenen Augen und sah zu, wie diese Lichtstreifen über den Tisch, über die Bettdecke stolperten, dann über ihre Hand und durch die Wand wieder in das Dunkel hinausliefen. Die

Signalglocken klingelten auf dem Dache unausgesetzt und immer wieder schoben sich schwerfällige, schwarze Wagen vorüber. Die herabhängenden Ketten und Haken schlugen klirrend an die Schwellhölzer.

Wie erbarmungslos lang war so eine Nacht. Für einen Augenblick erschütterte der Schnellzug das Wächterhaus. Aus der Feuerlinie der stiebenden Funken wurden vor dem Fenster brennende Eidechsen, dann verdichtete sich wieder die Finsternis und die Stille. Zella preßte die Hand auf den Mund, um nicht schreien zu müssen, denn so oft sich ein Gedanke in ihrem armen Gehirn regte, schmerzte sie die Stirne.

— Er will nicht wiederkommen . . . Sie schloß die Augen, zu müde, um auch nur ihre Tränen fortzuwischen. Dann schlief sie endlich ein. Aber ein Bohrer arbeitete weiter in ihrem Kopfe, wühlte unaufhörlich in ihrem Gehirn und sie kämpfte noch im Schlafe mit ihm und wälzte sich ruhelos. In der Früh, als sie auffuhr, starrte sie erschreckt auf die Stubendecke. Es dauerte nur einen Augenblick, dann besann sie sich wieder auf alles, was ihr weh tat.

Peter lag auf seinem Bette und schlief. Im Dienstzimmer saß der Weichenwächter und rauchte eine Pfeife. Wortlos ging Zella an ihm vorüber

auf den Damm hinaus. Vom Tunnel sah sie noch einmal zurück, dann ging sie immer rascher vorwärts. Der Boden war kalt. Aus dem 78er Wächterhause rief ihr die Frau etwas nach, aber Zella verstand sie nicht oder hörte sie vielleicht auch gar nicht.

Noch ein kleines weißes Haus neben den Schienen. Eine schwarze Eisenbrücke über den Abgrund. Zella blickte ins Wasser hinab, doch ohne stehen zu bleiben. Die Strecke begann zu steigen. Drüben, jenseits der Bäume, leuchteten rote Dächer. Die Schienen liefen auseinander, es wurden ihrer viele und zwischen den großköpfigen niederen Lampen kreuzten sie sich, wie die Stricknadeln.

Das gelbe Gemäuer des Stationsgebäudes hob sich hart von der grauen Felswand ab. Rings umher war das Erdreich vom Kohlenstaube schwarz.

Ein Mann rollte ein Faß hinter das Haus. Zella rief ihn an:

— Bleibt hier der Zug stehen, der nach der Pusta fährt?

Der Mann hob das ruhige Gesicht, sah sie an, lachte roh auf und rollte dann sein Faß weiter.

Zella trat in das Stationsgebäude. Hinter dem Schalter lehnte gähnend ein junger Mann. Sein Beinkleid war erschreckend eng und sein hoher,

goldverschnürter Kragen stand auf beiden Seiten offen vom Kinn ab. Er blickte Zella frech an und fragte, was sie wolle.

Zella kannte diesen Blick. Oft hatten sie die Bursche im Dorf so angesehen, ohne daß sie darauf geachtet hätte, jetzt aber machte es sie zornig. Sie fühlte, wie der Blick dieses Goldverschnürten nach etwas an ihr langte, was dem Andreas gehörte und sie strich sich mit der Hand über die Brust. Auch das gehört ihm, alles gehört ihm. Ich bin die Seine. Zum ersten Male dachte sie daran; ihr Körper begann sich zu erinnern und von den Erinnerungen entzündete sich ihr Blut. Sie faßte Mut und hob den Kopf. Sie war ja hergekommen, um die Herren da auf der Station zu bitten, den Andreas zurückzurufen; erst als sie einen Bauern sah, der am Schalter eine Karte löste, fiel ihr etwas anderes ein.

— Ich möchte auf die Pusta fahren — sagte sie rasch und errötete. Wo muß man dort absteigen?

Der hinter dem Schalter zuckte die Achsel.

— Das weiß ich nicht. Bis dorthin hält der Zug sehr oft.

Zella starrte ratlos in die Luft, mit einem Male wurde die Pusta für sie zu etwas unendlich Großem; sie wußte ja nicht einmal den Namen von Andreas

Heimatsdorf! Und ihre Gedanken verirrten sich, während sie ihn in der weiten, weiten Welt suchte, die sie niemals gesehen hatte.

Niedergeschlagen ging sie wieder hinaus. An die Mauer des Hauses war eine Leiter gelehnt, und wie sie unter dieser durchschlüpfte, dachte sie daran, daß dies Unglück bringe. Dann fiel ihr ein, daß sie in dem rauchigen Wartezimmer eine Bank gesehen hatte, und sie trat hinein, um sich auszuruhen. Auf der Bank saß eine Frau und ein Kind, sie lehnten aneinander und aßen Speck. Zella sah sich um. In der Ecke schwirrten Fliegen um einen rostigen Eisenofen; auf der Wage stand eine fettige Petroleumkanne, die mit roten und weißen Zetteln beklebt war und an der grauen Wandtafel raschelten die Fäden des halb abgerissenen Fahrplanes. Das Kind glitt vom Schoße der Mutter, lief zur Wand und riß das Papier vollends herab, um ein Schiffchen daraus zu machen. Zella rückte neben die Frau hin.

— Fährst du auch weg? — fragte sie nach einer Weile. Die andere sah sie unwillig an und schüttelte den Kopf.

— Nein, mein Mann fährt weg. Er bezahlt draußen die Karte. Wir haben ihn nur bis her begleitet.

— Fährt er auf die Pusta?

— Wie soll ich wissen, ob dort auch eine Pustta ist? Über dem Meer gibt es vieles.

In Zella's Kopf verwirrten sich die Begriffe. Das Weib und das Kind begannen zu lachen. Sie wandte sich ihnen von neuem zu.

— Und geht dein Mann für lange fort?

— Das schon — für sehr lange. Aber auch das wird vergehen. Wir warten ja zu zweit, so ist es leichter.

Der Bauer, der vorhin eine Fahrkarte gelöst hatte, trat in die Thür und rief der Frau etwas zu. Sie stand auf.

Zella sah ihnen nach. Wir warten zu zweit . . . So ist es leichter . . . Ich, ich warte allein. Sie beugte sich vor, um noch einmal das Kind zu sehen. Draußen auf der Strecke kam der mit dem Goldfragen schlendernd immer näher. Zella wartete nicht, bis er sie wieder bemerkte und machte sich auf den Rückweg. Sie hatte ja doch nichts mehr hier zu suchen. Hoffnungslos und müde legte sie den langen Weg zurück. Die Büsche leuchteten von roten Beeren. Ein wilder Apfelbaum ließ einen Zweig über den Fußpfad hängen und auch dieser war voll reifer Früchte. Zella fuhr mit der Hand über den Zweig und wußte nicht recht, was sie empfand.

— Wir warten zu zweit . . . Zu zweit . . .
Es schmerzte sie, daß sie allein warten mußte und zum ersten Male fiel ihr ein, daß ja auch sie ein Kind haben könnte. In ihrem unlöschbaren Durste war ihr die Liebe nur immer um der Küsse der Liebe willen da. Sie trank, und von den Umarmungen des Andreas blieb nichts übrig als die große Qual . . .

Ihre Brust ging keuchend, als ob sie mit jedem Gedanken ein schweres Gewicht zu heben hätte. Erschöpft blieb sie am Begrande stehen und starrte unbewußt zu einer Felsspitze empor, die jenseits des Tannenwaldes einsam und traurig in den herbstlichen Himmel ragte. Ganz kahl war dieser Felsen. Von allem Reichtum des verfloffenen Sommers war ihm nicht ein Grashalm geblieben. Und doch glühen die Büsche am Abhang vor Fruchtbarkeit und an den Bäumen hing reifes Obst.

In ihrem kraftvollen jungen Körper wurde es mit einem Male hell und klar. Die uralte, tiefste Sehnsucht des Weibes strömte ihr aus den Gedanken ins Blut hinüber und dieses Blut schrie von Stunde an noch lauter, noch verzweifelter nach Andreas.

— Er muß kommen . . . Er wird kommen . . .
Und in unsichtbaren Wellen strömte die Hoffnung wieder in ihre Seele zurück.

Nichts war geschehen. Nur die Herbstsonne schien noch einmal aus den Wolken hervor und tausend Silberfäden schwammen glitzernd in der Luft. Der Winter war unterwegs auf den Berggipfeln stehen geblieben. In Tellas Augen hellte sich die ewige Dämmerung auf. Sie schmückte ihr Haar mit den roten Perlen des Weißdornbusches und manchmal sang sie sogar. Sie übernahm wieder den Dienst an der Schranke und ging auch um die Post in das 78er Wächterhaus. Sie ging stets eilig, spähte aus Gewohnheit nach der Strecke, und rodete mechanisch das Unkraut zwischen den Schwellen aus, und immer dachte sie daran, ob unter den Schriften, die sie aus dem Wächterhause brachte, nicht etwas von Andreas sei.

Eines Tages war wirklich ein Brief da. Sie nahm ihn in die Hand und der 78er Wächter ermunterte sie, ihn zu öffnen, da er ja an sie gerichtet sei. Tella aber schlug verlegen die Augen nieder, verbarg das Schriftstück hastig im Nieder und fing zu laufen an. Sie presste den Brief mit der Hand an ihre nackte Brust und ihr Körper begann an jener Stelle zu glühen, als hätte ihn Andreas berührt. Erst im Walde unter den stillen Bäumen blieb sie stehen

und zog das Papier hervor, von dem man ihr gesagt hatte, daß es ihr gehört. Nie im Leben hatte sie einen Brief bekommen. Tiefe Ergriffenheit überkam sie, als sie ihren eigenen Namen entzifferte. Und das alles hatte Andreas geschrieben! Sie war ihm dankbar, daß er ihren Namen niedergeschrieben hatte, und sie küßte seine Schriftzüge. Behutsam hielt sie den Umschlag zwischen den Fingerspitzen, damit er keinen Schaden leide, vorsichtig begann sie ihn zu öffnen. Dann lehnte sie sich an einen Baum, und während sie die gleichförmigen Zeilen betrachtete, war es ihr, als setzten sich die Zeilen in Bewegung, als liefen sie aus dem Papier und verirrten sich im Walde. Sie kannte die Buchstaben nur schlecht und auf dem Blatte gab es ihrer so schrecklich viele, große, kleine, unbekannte. Sie lehnte ihren Kopf zurück und starrte auf den Brief, sie wollte nun lesen, so wie damals, als Peter ihr ein Buch in die Hand gegeben hatte. Doch so, geschrieben, sahen die Buchstaben ganz anders aus. Der Schweiß trat ihr auf die Stirn. Sie setzte sich auf eine knorrige Wurzel, stützte sich auf die Knie und hob den Brief immer näher zu ihren Augen. Doch selbst als ihr die Schrift Andreas' so nahe war, daß sie sie schon mit den Lippen erreichte, lag das, was er geschrieben, für sie in unerreichbarer Ferne.

Verzweifelt ließ sie den Brief in den Schoß fallen. Ihre Hände falteten sich und nach langer Zeit begann sie wieder zu beten.

— Lieber Gott, hilf mir . . . Sie war nicht imstande, zu lesen, was Andreas ihr schrieb und es gab auf der Welt niemanden, dem sie den Brief zu zeigen gewagt hätte. Denn wer weiß, was auf diesem Papier für sie geschrieben stand? Peter durfte es nicht sehen und auch die Frau nicht, die jenseits des Tunnels im nächsten Wächterhause wohnt. Und der Weichenwärter hätte es im Dorfe unten erzählt. Da fiel ihr plögl. die alte Jagoda ein. Ihr Auge strahlte auf. Daß sie daran nicht früher gedacht hatte. Jagoda, die konnte ihr sicher sagen, was in dem Briefe stand, auch wenn sie nicht lesen konnte. Jagoda weiß mehr als alle anderen. Sie versteht, was der Wald spricht, sie fühlt, wann jene zurückkämen, die fortgingen . . .

Jella sprang auf und begann zu lachen. Zärtlich preßte sie den Brief des Andreas an ihr Gesicht.

— Nicht wahr, du hast mich lieb? Nicht wahr, das schreibst du mir? Nicht wahr, du kommst zurück? Und während sie laufend ihrem alten Dorfe zustrebte, hörte sie in ihrem Innern die eigene Stimme weiter sprechen.

— Er liebt mich und er schreibt mir, daß er zurückkommt . . .

Der Damm und auch der Wald blieben hinter ihr zurück und der Pfad führte steil in das Thal hinab. Sie erkannte die Felsen, die kleinen Bergweiden, die Bäume und die große Kluft. Davorin fiel ihr ein und die übrigen Burschen, die Ziegen und ihr ganzes früheres Leben. Als wäre sie zurückgegangen, als hätte sie verschwommen aus großer Entfernung nochmals alles gesehen, was längst vergangen war. Auf der Rodung blieb sie stehen, um Atem zu schöpfen. Unter dem hohen Himmel wateten die riesigen Felsen in den Wäldern, wie eine ungeheuere, weidende Herde. Als Tella sich das Haar aus den Augen strich, sah sie zu ihnen empor und dachte daran, daß sie einst geglaubt habe, die Berge zögen sich über die ganze Welt hin. Und plötzlich war es ihr, als sähe sie Dusan den Bären und die weite Geste seiner schweren Hand, mit der er einmal in die Ferne gewiesen und gesagt hatte, auch dort ist Pušta . . . und auch dort . . . Tella hob zornig drohend die Faust.

— Daß Gott sie vernichte, die Pušta! Die hat mir ihn genommen.

Unten am Rande der Felsen fiel Gold von einem Ahornbaum in die Tiefe. Am Bergpfad ging je-

mand. Es war ein unbekannter Hirt und er sah sich nicht um. Zella dachte an Slatka. Hier hatte sie damals jenes Gespräch belauscht . . . Vom Abhange sah sie nun das Dorf, die Windwälle, die rote Ackererde, den Kirchturm . . . Alles war so wie einst, nur sie war eine andere geworden. Sie erinnerte sich: Damals trug sie Steine in ihrem Innern und mächtige Gluten mußten kommen, um diese Steine zu schmelzen; ein schicksalschwerer Brand, den ein Mensch entfacht hatte und der einen anderen Menschen verzehrte.

Am Rande des Waldes im Tale unten erkannte sie jetzt das alte Haubendach ihrer Hütte. Sie war auf einmal wieder ein Kind, ein Kind in zerlumpten Kleidern, und als sie über die Dorfstraße ging, sah sie sich unwillkürlich um, ob die Ziegen ihr nachkämen.

Aus den Häusern sahen ihr die Menschen nach, wie einer Fremden. Aus der Thür der Schmiede trat mit schweren Schritten ein untersehter Mann hervor. Zella fuhr zusammen. Der Mann blieb stehen und blickte ihr nach. Es war Davorin . . .

Niemand erkannte sie mehr. Man hatte sie vergessen. Vom Hause des Tischlers her waren Hammerschläge hörbar. Genau so hatte er auch damals gehämmert, als er für Zellas Mutter den

Sarg zimmerte . . . Das Dorf blieb hinter Zella zurück, schon legte sie ihre Hand an den Rand des niederhängenden moosbewachsenen Daches ihrer verlassen alten Hütte und sah zum Fenster hinein. Der Wind hatte das grünliche Glas der Scheiben längst zertrümmert und Zella riß erschauernd ihren Kopf zurück, als hätte sie in die offenen Augen eines Toten geblickt. Nun war sie auf dem Steg, der über den Bach führte. Das Wasser brauste auch jetzt und der Steg war schlüpfrig und schwarz wie damals, doch das Dickicht um die Mühle herum war dichter geworden und von dem großen Mühlrad starrten nur mehr zwei große Speichen über die stäubende Flut hinweg. Sowie Zella in das Gezrüpp drang, ließen die Zweige raschelnd ihre harten, trockenen Blätter fallen. Doch vergebens suchte sie den kleinen Pfad, auf dem sie Zagoda so oft gebückt und eilig der Mühle zutrippeln gesehen hatte. Überall wuchs Gras, selbst die Schwelle der Mühle war vom Unkraut verschlungen. Seit langer Zeit mochte kein Mensch hier geweilt haben . . .

Müde lehnte sie an der Türöffnung und ließ den Kopf sinken, als horche sie aus dieser großen Verfallenheit nach früheren Zeiten zurück. Dann zog sie den Brief Andreas' hervor, und während sie ihn anblickte, füllten sich ihre Augen mit Tränen.

Nie würde sie erfahren, was darin stand. Es war niemand mehr da, ihr zu sagen, daß jeder, der fortgehe, einst wiederkomme.

32.

Auf den Bergen lag der Herbst im Verschwinden. Im Morgengrauen schwamm nasser Nebel über den Thälern. Zwischen den Spalten der Felsen war in der weiten Tiefe das Meer längst nicht mehr zu erblicken.

An einem dieser Tage ging Peter selbst um den Dienstzettel. Es dämmerte. Oben auf den Gipfeln fiel der Schnee und die erstarrte dichte Luft schien in weißen Massen niederzusinken. Über dem Bahndamm pfiff kalter Wind. Zella stand in der Haustür, als die Gestalt ihres Mannes aus dem Schlund des Tunnels auftauchte. Er schritt rascher als sonst und rief ihr von weitem etwas entgegen.

— Andreas kommt zurück — dachte Zella. Wie ein Hammer schlug ihr das Herz gegen die Rippen. Sie strengte ihre Augen an, um besser zu erkennen, was Peter in der Hand schwenkte. Es war eine Schrift, und der Mann lachte mit einer kleinen unschuldigen Schadenfreude.

— Jetzt haben sie ihn doch zurückbefohlen, wenn er auch nicht wollte . . .

Auch Tella begann zu lachen. Sie glaubte nie größere Glückseligkeit empfunden zu haben.

— Wann kommt er? — Sie wäre ihm so gern entgegengelaufen.

Im Näherkommen summite Peter gutgelaunt vor sich hin. Er schien mit sich und dem Leben zufrieden, und wie einer, der eine große Überraschung in Bereitschaft hat, zog er die Augenbrauen geheimnisvoll hinauf.

— Ja, das ist aber noch nicht alles. Es gibt noch eine andere Neuigkeit.

Tellas Knie begannen plöglch zu zittern, ohne daß sie wußte, weshalb.

— Was für Neuigkeit? . . . — Die Stimme blieb ihr heiser im Halse stecken.

Peter begann von neuem den Brief zu lesen und dann stieß er bei einer Stelle unwillig auf das Papier, als sei ihm nun das Vergnügen genommen, Tella mit der Nachricht zu überraschen.

— Ja so! Dir ist es ja keine Neuigkeit mehr. Warum hast du es mir nie gesagt, daß Andreas es dir geschrieben hat?

Jella wurde ungeduldig. Peters Fröhlichkeit reizte sie. Hestig rief sie ihn an:

— Mir hat er gar nichts geschrieben. Ich kann ja auch nicht lesen. Und einen Augenblick dachte sie an den Brief, den sie im Walde vergraben hatte.

— Freilich, freilich, meinte der Alte.

Im Dienstzimmer begann die Signalglocke zu klingen. Nun hatte es Peter eilig, und während er die kleine rote Signalfahne aufrollte, sprach er zurück:

— Morgen kann er schon hier sein. Er wird hier bei uns vorbeifahren. Bis Mittag ist er dann von der Station wieder zurück. Zu Zweien geht sich's besser, denn — das ist ja die Neuigkeit. Er kommt nicht allein.

Angst und Qual trieben Jella den kalten Schweiß auf die Stirne. Peter hatte unterdessen die Schranke herabgelassen und kam wieder zurück. Er war so vergnügt, daß er inzwischen nicht aufgehört hatte zu lächeln.

— Ich habe immer gesagt, daß das das Ende sein wird. Und es fiel ihm gar nicht ein, daß er ja überhaupt niemals etwas gesagt hatte.

Jella hielt den Hals ganz steif, als warte sie auf einen fürchterlichen Schlag, dem sie nicht zu entfliehen vermochte.

Peter machte ein feierliches Gesicht und sagte:

— Also, damit du es endlich weißt — Andreas bringt aus seinem Dorfe eine Frau mit sich.

— Er bringt eine Frau . . .

Jella empfand nur, wie ihr diese Worte in der Kehle stecken blieben. Sie konnte es nicht aussprechen und wollte doch schreien, laufen, irgend etwas tun, um ein großes Unglück zu verhüten. Aber, als ob ihr die Knochen im Leibe zusammenfielen, überkam sie eine immer wachsende Schwäche. Auch im Kopfe und im Herzen stürzte ihr alles zusammen. Sie war nicht mehr Herr über ihre Bewegung und taumelnd wankte sie auf das Haus zu.

Waren Stunden vergangen oder bloß Augenblicke? Sie wußte es nicht. Die Lichter eines Zuges waren vorbeigehuscht. An der Zimmerdecke erzitterte die Petroleumlampe. Einer grauen Schnecke gleich kroch vor der Tür der Kohlenrauch einher. Durchgefroren stampften Peter und der Weichenwächter in die Küche.

Jella hatte vergessen Licht zu machen und saß starr am kalten Herd. Ihre Glieder waren erlahmt und sie atmete schwer. Erst als Peter die Lampe anzesteckte, zuckte sie mit den Schultern, als bereite ihr das Licht Schmerz. Sie wandte den Kopf ab, um niemandes Blick zu begegnen und

fühlte sich müde und verlassen. Ihr Elend war zu schwer, als daß sie es tragen konnte, und sie erschauerte vor dem Gedanken, daß sie es nun immer tragen müsse, morgen und immer, bis sie alt sei, bis sie begraben werde. Und das konnte noch lange dauern. Zella begann zu rechnen. Sie war vielleicht noch nicht zwanzig Jahre, genau wußte sie es nicht. Die Menschen sagten alle, daß sie noch jung sei, ihr schien es aber, als hätte sie schon genug, schon zu viel gelebt. Und unbewußt horchte sie wieder in die Vergangenheit zurück. Nichts gab es dort, als verklungene Worte, verblichene Bilder und große, einsame Leiden. Wozu war das alles gut? Erschöpft lehnte sie den Kopf an die Wand und plötzlich wurde alles, was einst gewesen, greifbar und deutlich, und in ihrer Einbildung trat ihr Andreas entgegen. Wimmernd, wie ein unglückliches, verwundetes Tier, sank sie in sich zusammen.

Peter hatte es aufgegeben, zu ihr zu sprechen. Er nahm den Pflaumenschnaps vom Wandbrett und schenkte sich und dem Weichenwächter je ein Glas ein. Dieser begann vom bosnischen Krieg zu erzählen. Er erzählte immer vom bosnischen Krieg und log dabei mächtig. Peter nickte, ohne hinzuhören. Zella saß noch immer unbeweglich.

Sie hatte die Hände unter den Knien zusammengekrampft und starrte leblos vor sich hin, als blicke sie in ein erlöschendes Feuer. Sie horchte auf den Wind. Erst heulte er nur von der nördlichen Paßenge her, plöblich aber bestürmte er das Wächterhaus. Die Signalglocken begannen zu klingen, die Thür bog sich krachend. Dann wurde es still und dann begann es von neuem. Es klang wie der Seufzer, den dort über den Bergen eine Riesengruft in Schmerzen stöhnend ausstieß.

Auch Zella seufzte. Jetzt fuhr die Vora zügellos nieder. Die Nacht schrie auf, als sie sie überfiel. Heulend ritt sie über die Telegraphendrähte, brüllend warf sie sich an die Felswände. Sie nahm die Schindeln von den Dächern und riß knirschend die Bretter aus den Windumzäunungen.

Sajó verkroch sich scheu in die Ecke. Die Männer sahen einander beunruhigt an. Zella richtete sich plöblich auf. Sie fühlte sich wieder ganz allein auf der Welt wie einstmals. Ganz allein — denn alle waren ihre Feinde. Und in dieser Einsamkeit wuchsen ihr aufs neue die Kräfte. Sie wurde wieder stark und ihre Brust weitete sich. Sie trank den Sturm. Nun dachte sie nicht mehr nach, und dennoch faßte ihr Willen einen Entschluß, der sie mit beängstigender Ruhe erfüllte.

Sie erhob sich, ging langsam und steif durch die Küche, entzündete die kleine Ampel vor dem Marienbild und hatte dabei die klare Empfindung, daß sie dies alles nur tue, damit die Zeit verstreiche. Dann sah sie zum Fenster hinaus. Auf den Bergen wütete der Wind, in den Tiefen brodelte und siedete der Sturm, als ob er in ungeheueren Kesseln Glasscherben, Eisenketten und dröhnende Wetterglocken durcheinander werfe. Im Unsichtbaren stürzten mit fürchterlichem Getöse Felsstücke zur Tiefe. Ihr Fallen donnerte lange durch das Unwetter.

Mißtrauisch blickte der Weichenwärter zu den krachenden Balken der Decke empor. Die Schnapsgläser auf dem Tische klirrten aneinander. Das Lügen war ihm ganz vergangen. Er wäre gern zu Hause gewesen, aber der Sturm stieß ihn von der Schwelle zurück.

— Das ist ein Gottesurteil. Das bedeutet nichts Gutes — sagte er dann und bekreuzigte sich.

— Ein Gottesurteil! wiederholte Zella. Und in ihrer Stimme lag eine verhaltene Drohung. So wie einst, ehe sie lieben konnte, hatte sie wieder die Empfindung, als trüge sie Steine in ihrem Innern, schwere, große Steine, mit denen man jemanden erschlagen könne.

In der Lampe ging das Petroleum zur Neige. An der Wand drüben trat ganz langsam ein bleigraues Viereck hervor und darin ein schwarzes Kreuz.

Jella fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Wann hatte sie den Morgen so anbrechen gesehen?... Der Schatten des Fensterkreuzes kroch auf dem Boden immer näher zu ihr hin.

— Jemand wird sterben ... Sie zuckte fröstelnd zusammen und dachte an ihre Mutter, an das bunte Tuch, an den Friedhof, an vieles, was ihr lange nicht mehr durch den Kopf gegangen war und mit einem Male war es ihr, als sähe sie in der Tür Jagoda ... Nicht wahr, alle kommen zurück? Aber nicht so, wie wir sie erwarten ... Dann saß die runzlige kleine Alte auf dem Boden neben dem Herde und sah mit ihrem schiefen Gesicht von unten zu Jella empor: Das Leben ist fürchterlich und das Sterben ist noch Leben, nur der Tod ist gut, der Tod ist ruhig.

Jella schloß die Augen und begann zu beten.

Draußen hatte sich der Sturm gelegt. Müde grollte er noch über den Schienen. Aus dem Abgrunde stieg dichter flebriger Nebel auf den Bahndamm, von den Bergen wälzten sich bleierne Wolken herab. Die hatten den Wind erstickt.

Peter steckte die Handlaterne an und öffnete

die Thür. Der kalte Luftzug wirbelte den Tabakrauch im Zimmer auf. Schon hörte Zella Peters Husten von draußen. Der Lichtkreis seiner Laterne entfernte sich und wurde immer bleicher, bis er ganz im Nebel zerfloß.

Nun, da Zella allein war, schien es ihr, als tickte die Uhr langsamer als sonst. Und sie hatte den hastenden Wunsch, daß die Zeit verstreiche, denn sie ertrug dieses tatlose Brüten nicht länger. Ihre Hand griff in die Luft, als wolle sie irgend etwas erwürgen. Dann hörte sie wieder Peters Husten von draußen. Es peinigte sie gestört zu werden. Der Mann kam mit schlürfenden Schritten unter dem Fenster vorbei und blieb an der Schwelle stehen. Es fiel ihm ein, daß Zella sich noch nicht niedergelegt hatte. Gähnend brummte er irgend etwas, daß sie ja noch schlafen könne, ehe der Zug mit Andrews eintreffe.

Zella hob plöglch mit wilder Gebärde den Kopf. Betroffen stellte Peter die Lampe auf die Schwelle, dann ging er zu ihr hin und sah sie mit seinen guten grauen Augen so besorgt an, wie damals, als er sie das erstemal erblickt hatte.

— Bist du krank? — fragte er erschrocken. Es ist doch ein Glück, daß endlich eine Frau in der Nachbarschaft sein wird.

— Eine Frau?

— Nun, die des Andreas — sagte er mit einer leisen Fröhlichkeit in der Stimme.

— Des Andreas! Wie ein Raubtier fuhr Zella von der Bank auf. Sie haßte Peter, weil er sich freuen konnte, während sie litt, sie haßte ihn, weil er gar nichts wußte. Sie hätte ihm gern alles gesagt, nur damit auch er leide und wieder flammte in ihren Augen das einstige vernichtende Feuer auf.

— Ich bring' sie um!

Peter verstand noch immer nichts. Voll starrem Erstaunen blickte er sie an.

— Warum denn? Was ist in dich gefahren? Bist du wahnsinnig?

Jetzt wußte Zella nicht mehr, was sie wollte und was sie sprach. Die schäumenden Wildbäche, die durch ihre Adern schossen, rissen sie mit sich.

— Warum? Sie schlug sich beide Hände wie Pranken in die Brust, als wolle sie sich das Herz herausreißen. Warum? und ihre Stimme brach entzwei: Weil er mein Geliebter war!

Peters Antlitz färbte sich bläulich, sein Auge wurde trübe, seine Knie knickten ein.

— Das ist nicht wahr... du lägst... Sag', daß du gelogen!... Die Worte blieben ihm auf der Zunge kleben. Wie gekrümmt vor Entsetzen stand er da.

Jella atmete freier, da sie nun nicht mehr allein leiden mußte. Sie hielt den Kopf hoch erhoben, als betrachte sie mit grausamer Wollust ihr Vernichtungswerk.

— Ich lüge nicht . . .

Schwankend kam Peter näher.

— Du lügst . . . du lügst! . . . Sein Atem pfiß und seine Schultern bebten. Er faßte sie an der Kehle. In sinnlosem Taumel fühlte er unter seinen Fingern alle Pulse ihres jungen Halses. Er hätte sie gern zu Boden geschleudert, er hätte gern mit seinen Stiefeln ihr Gesicht zerstampft, damit sie niemanden mehr mit ihren schönen Augen anblicken könne.

Jella starrte ihn mit neugierigem Grauen an. Dann entriß sie sich seiner würgenden Hand.

— Nicht mich! Ihn, ihn! . . . Sie war stärker als Peter und stieß ihn verächtlich zurück. Er taumelte mit dem kläglichen Schmerzensschrei hilfloser Schwäche zurück und fiel auf die Bank nieder. Die eine Hand hing ihm kraftlos herab, mit der anderen wies er nach der Thür. Er konnte nicht sprechen, trotzdem wich Jella entsetzt vor ihm zurück.

Sie begann zu laufen und lief hinaus in den bleiernen Nebel, immer weiter und weiter den Bahndamm entlang. Vom Wächterhause her zog ihr

leises Klingeln durch die feuchte Luft nach. Einen Augenblick sah sie zurück. Es fiel ihr ein, daß dieses Klingeln das Signal für Andreas' Zug sei und sie begann aufs neue zu laufen.

Auf das Klingeln war auch Peter zu sich gekommen. Auch er lief hinaus, doch da hatte der Nebel Zella längst verschlungen. Sie war schon bei der weißen Felswand angelangt. Blind rannte sie am Hause Andreas' vorbei, dem nördlichen Tunnel entgegen. Bei der Kurve blieb sie plötzlich stehen. Alles Blut wich ihr aus dem Kopfe und bleich starrte sie vor sich hin. Im Nebel kauerte eine graue Masse neben den Schienen. Zella hatte gefunden, was sie unbewußt gesucht. Der nächtliche Sturm hatte ein Felsstück an den Rand des Bahndammes geworfen. Hoch aufgerichtet, als sei ihr ganzer Körper ein wilder Freudeuschrei, rannte sie auf den Stein zu. In diesem Augenblicke ergoß sich ihr Fühlen in den Haß gegen Andreas. Mit ihm wollte sie alles vernichten, sich selbst, das Leiden, die Liebe, das Leben... Für alles wollte sie sich an ihm rächen.

Sie warf sich nieder und stemmte ihre Schulter gegen den Felsen. Ihr Hals zitterte vor Anstrengung, der Schweiß tropfte ihr in die Augen. Langsam bewegte sich der Stein, dann rollte er zurück, dann

bewegte er sich aufs neue und fiel dumpf polternd nach vorwärts. Zella glitt in dem schlüpfrigen Erdreich aus. Sie hatte ihr Kinn aufgerissen und ihre Hände bluteten. Wieder setzte sie stöhnend all ihre Kraft an und wieder bewegte sich das Felsstück. Mit ersticktem Klirren stürzte es auf die Schienen. Zella selbst war vornüber gefallen, und auf ihre beiden Hände gestützt, blieb sie eine Weile lausend liegen. Ihr Mund öffnete sich ein wenig, es war ihr, als hätte sie Schritte gehört. War es Peter? Sie wußte es nicht, vielleicht war es das Pochen ihres eigenen Herzens gewesen. Nun sprang sie auf und begann zwischen den Schienen nach dem Tunnel zu laufen.

Peter folgte ihr vergebens, er konnte sie nicht mehr einholen. Trotzdem ließ er nicht ab, ihr nachzugehen, ohne selbst recht zu wissen, weshalb. Vielleicht, weil er sie noch einmal sehen wollte, vielleicht weil er ihr verzeihen wollte. Denn nun empfand er, daß er mit ihr das Leben vertrieben hatte, und er wollte das Leben zurückrufen.

Als er zu dem Felsstück gelangte, fuhr er erschreckt zurück. Er begriff nicht gleich. Doch er erinnerte sich deutlich, daß vorhin die Strecke noch frei war . . . Mit verglasten Augen starrte er über die Schienen ins Weite. Jetzt erst begann er klar

zu sehen. Nun verstand er alles und es war ihm, als hätte Zella diesen Stein aus seiner Brust geholt. Einen Augenblick atmete er erleichtert, dann aber schnürte es ihm wieder die Kehle zu. Er beugte sich vor und sah in den Abgrund hinab. Dort wird alles hinabstürzen . . . Erschauernd trat er zurück. Seit siebenundzwanzig Jahren hatte er hier den Weg der Züge betreut . . . Wie eine arme Maschine, die sich nicht zu empören vermag, warf er sich auf das Felsstück. Er rüttelte und riß daran, er kämpfte mit ihm, und jetzt, da es galt, den Zug zu retten, war er stärker als vorhin, da er seine Frau angeriffen hatte.

Träg drehte sich der Stein von den Schienen und dröhnend stürzte er in die Tiefe.

Zella lief noch immer. Sicherem Fußes sprang sie von Schwelle zu Schwelle, immer dem Zuge entgegen.

— Alles soll aus sein . . .

Über der Tiefe hatte sich der Nebel geteilt und die junge Sonne schien quer hinter ihm durch. Im Tale leuchteten rote Dächer. Lannengipfel bohrten sich durch das Grau. Ein hoher Berg wuchs in den Himmel hinein. Zella blickte zu ihm empor. Ein prasselnder Laut drang ihr von dort entgegen. Aus dem Tunnel hastete ein schwarzer Fleck auf sie zu.

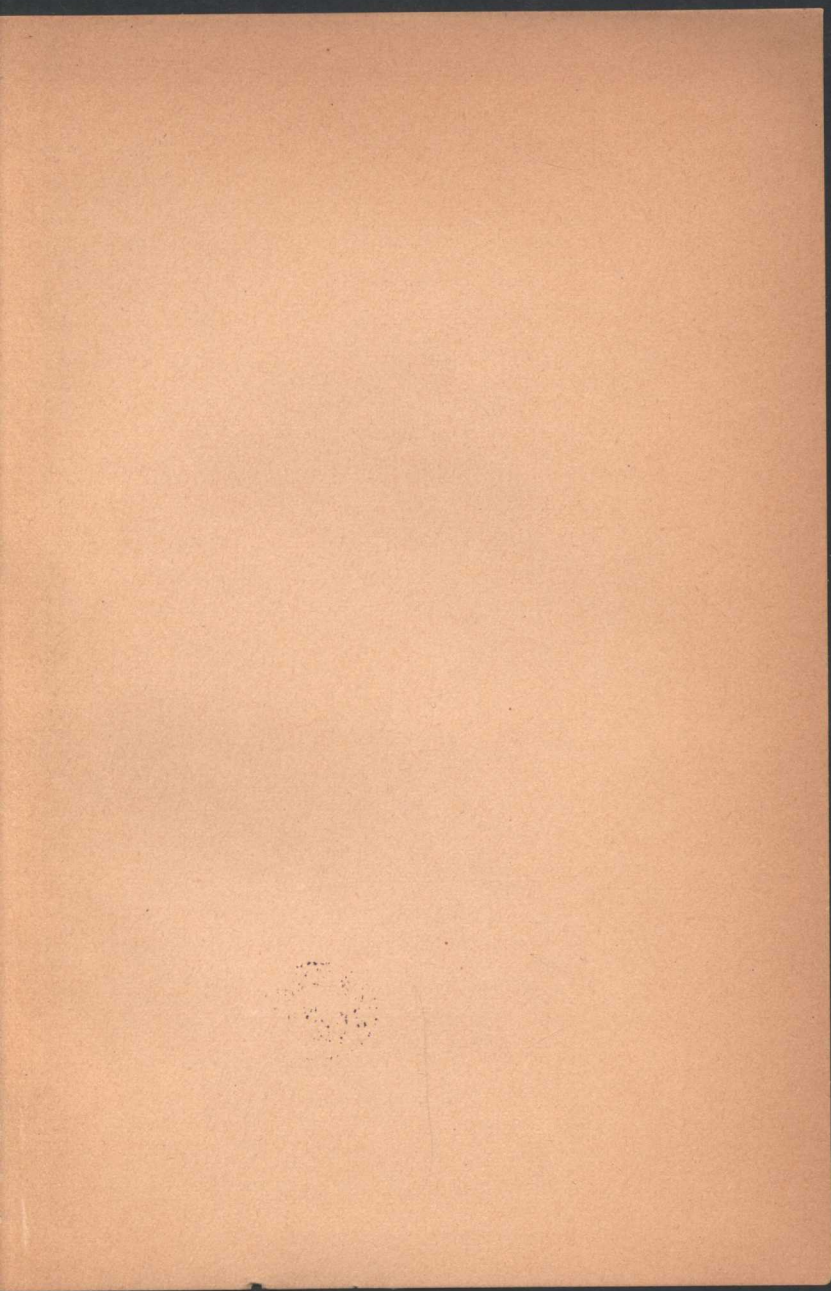
Sie aber begriff nicht mehr, daß dieser schwarze Fleck Andreas und ein Stück Leben von seiner Pustta, seine Frau mit sich brächte. Sie begriff nichts mehr. Sinnlos stürmte sie vorwärts wie ein Felsen, der dem Abgrund entgegenfaßt und alles zertrümmernd sich selbst vernichtet. Die Lokomotive wuchs und wuchs vor ihr und wurde groß und dräuend wie ein rasender Berg. Ein heißer Wind schlug ihr ins Gesicht, ein furchtbares Tosen. Auf einmal wollte sie nun wieder leben, und mit einem gräßlichen Todesschrei stürzte sie zerschmettert zu Boden.

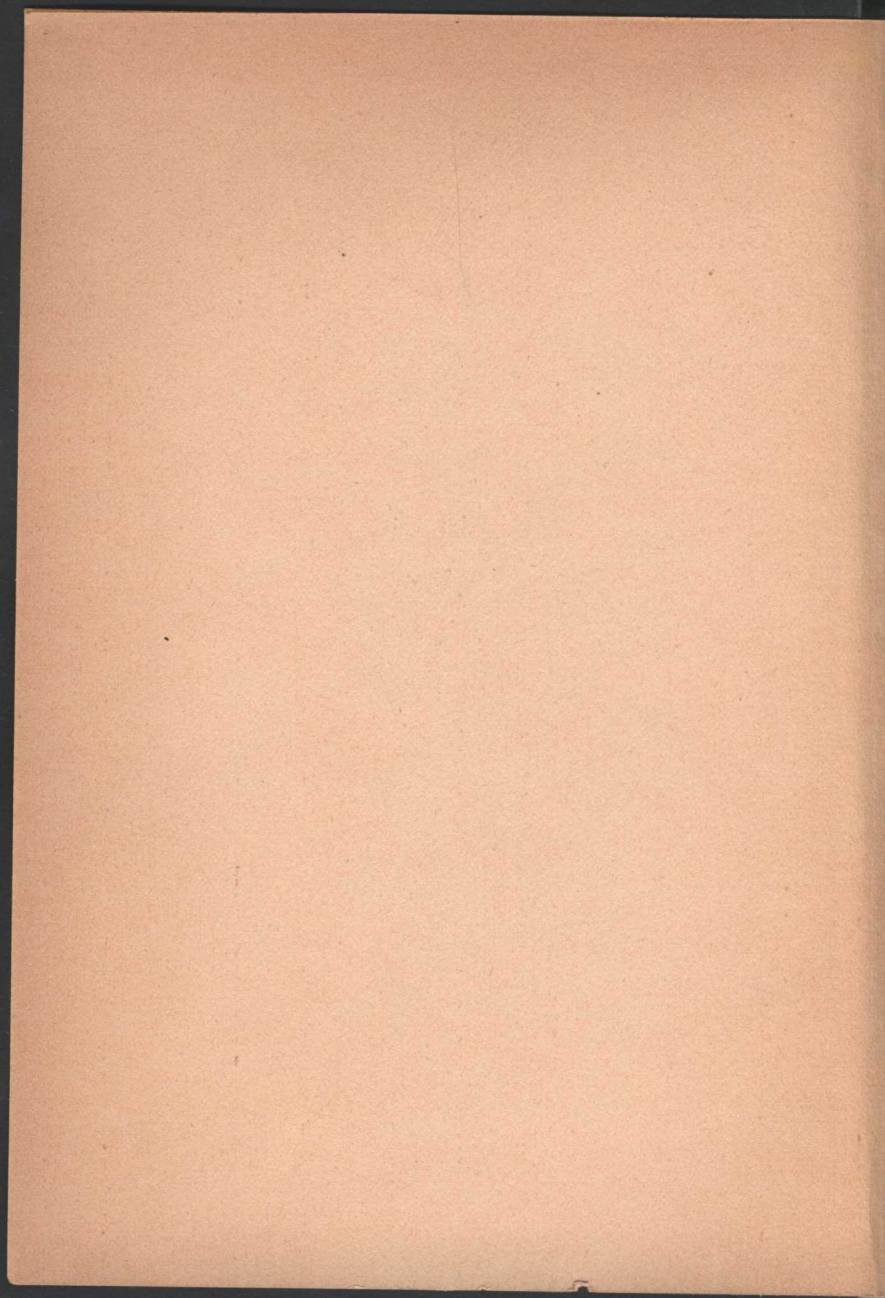
Ihr letzter Schrei durchschnitt das Donnern der Maschine und lief noch einen Augenblick nachhallend über die felsigen Höhen. Dann aber wurde es dort oben still. Die irre kleine Seele der Berge war tot.

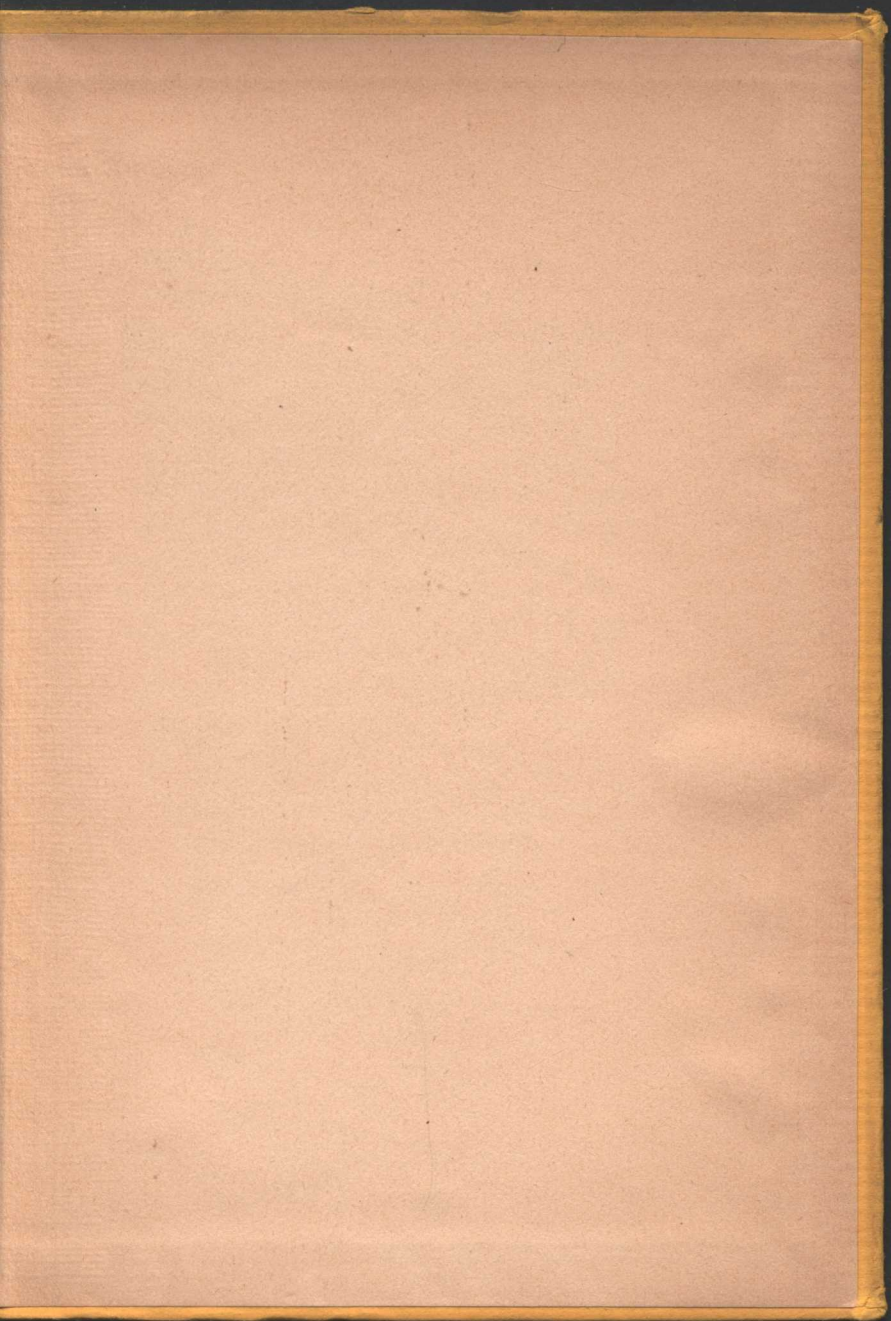
Am Wächterhause stand Peter stramm und grüßte, die Hand an der Mühe, den Zug.

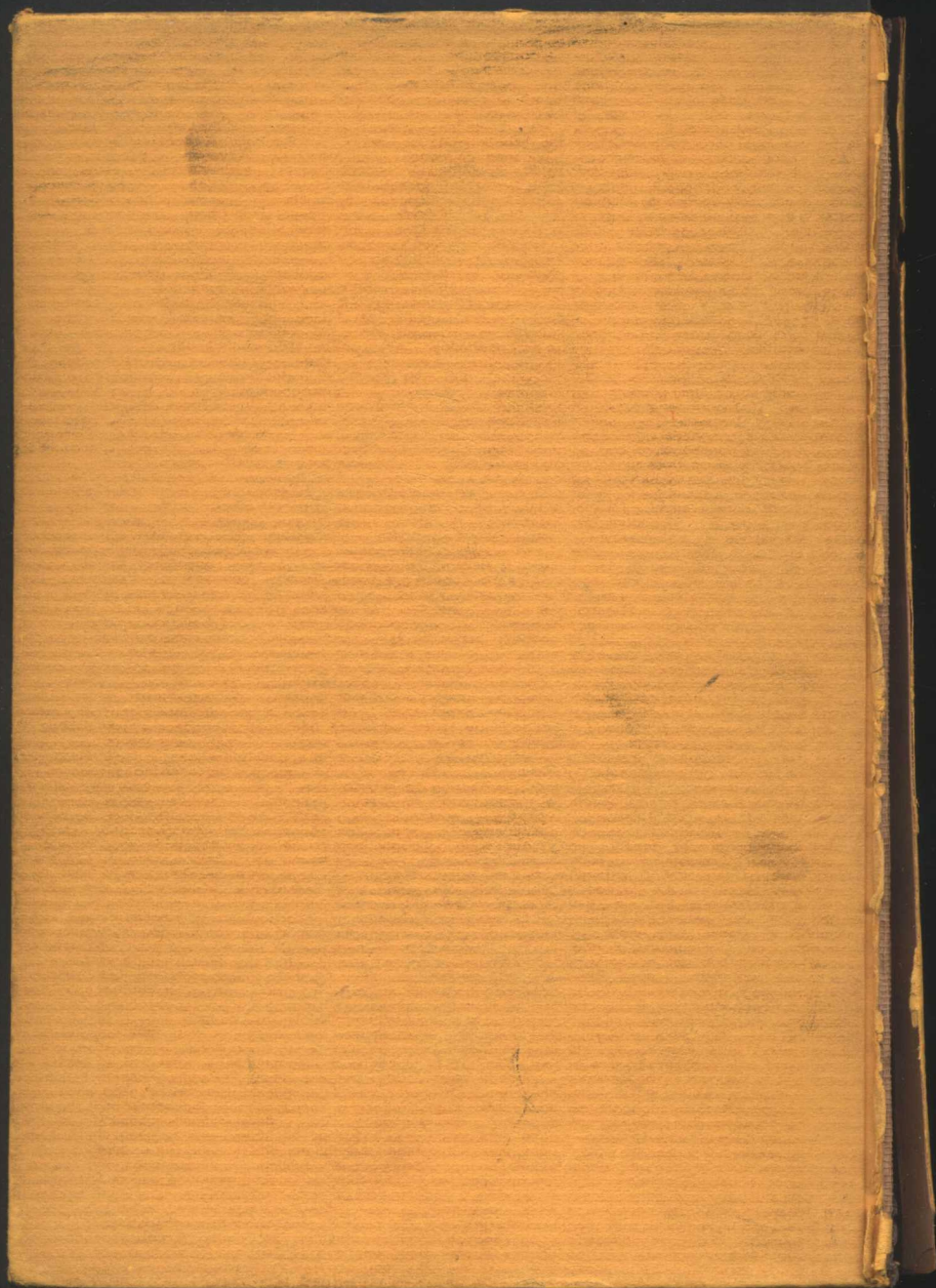
Ende











Cecile von
Tormay

Menschen
unter
Freien

10